

Otto Ehrhart-Dachau

Bembes macht sich selbständig



„Eine solche Sache konnte man doch nicht unerlebt vorübergehen lassen!“

Version 1.0 (September 2024)

Thomas Rau

Veröffentlicht unter CC-BY-SA 4.0 International

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Der Text selbst ist gemeinfrei.

Otto Ehrhart-Dachau

Bembes macht sich selbständig

[Ursprünglich:] R. Piper & Co.

München

1937

Kapitelfolge

Ein Schulausflug	7
Oberwiesenfeld	15
Pepi	21
Die Ringelnattern	25
Die Schwabinger Schlacht	30
Das Verhör	39
Der Dieb	47
Ein Ferientag	54
Das Geld im Batz	60
Die Ranch am Mississippi	66
Die Verschwörung	79
Der Hartschier	89
Der geheimnisvolle Schuppen	95
Die Straße	101
Auf dem Hasenmarkt	111
Ileana	118
Ein tapferer Junge	128
Fischen im Eis	137
Die Dampfmaschine	142

Die Dreckkanone	156
Anna geht fort	170
Gewitter im Moos	175
Ein bunter Tag	187
Die Welt ruft	198

Ein Schulausflug

„Schrumpp – tata – schrump – tata!“ Das waren merkwürdige Laute, die man da hörte. Der alte, weltkluge Krähenvater Klonk flog von seinem Hochsitz am Rande des Allacher Forstes auf die Westseite hinüber, um zu sehen, woher der Lärm kam.

Es war ein Sonntag. Überall Duft und Schall. Vom Waldrand zogen große, weiße Wolken herauf. Im Ausschlag der Buchen und Eichen versteckt, knappten in ihren Horsten viele hitzemüde junge Krähen. Klonk hatte also allerhand Verantwortung.

Auf dem Wege, der von der Bahnstation in den Wald hinüberführte, sah Klonk in einer Staubwolke ein paar Dutzend junger Menschenfüße laufen. An der Spitze des Zuges schritt ein Junge mit einem seltsamen Ding, dem er die niegehörten Klänge entlockte. Es war die zweite und dritte Klasse der Gisela-Realschule, die mit ihrem Naturgeschichtsprofessor auf einem Ausflug ins Dachauer Moos begriffen war. Jetzt fingen sie alle mit hellen Stimmen zu singen an, und Klonk, der wußte, daß laute Menschen nicht gefährlich waren, beruhigte sich schnell wieder.

Die Knaben bogen nun in einen Feldpfad ein, der geradewegs auf seinen Standort zuführte. Ihre Stimmen flogen hoch: „Die Bächlein von den Bergen springen, die Lerchen jubeln hoch vor Lust ...“ So sangen sie mit reinem Klang das Lied zu Ende.

Von weitem schon konnte man eine Gruppe von drei Knaben beobachten, die sich ständig abseits vom Ganzen herumdrückten. Der eine, den sie „Bembes“ nannten, war ein dunkler, grauäugiger und quecksilbriger Bursche, der ein ausgesprochenes, aber offenes Lausbubengesicht hatte, die beiden andern „Hans“ und „Reinhard“ waren Brüder, stupsnäsige, kräftige und sonnverbrannte Gesellen, mit braunen Tieraugen und kurzgeschorenen Haaren. Sie hatten schmutzige Fingernägel und dunkle Hände, da sie Feinde alles Gepflegten waren. Hans, der Älteste, etwa einen Kopf größere, besuchte die dritte, Bembes und Reinhard gingen zusammen in die zweite Klasse.

Die drei zeigten wenig Interesse am gemeinschaftlichen Ausflug. Die Gegend war ihnen allzu bekannt, da sie vom Rande der Stadt her, wo ihre Eltern wohnten, oft hier herauskamen. Immer hielten sie einen gewissen Abstand zwischen sich und der Klasse inne, und als nun der „Nats“, wie sie ihren Naturgeschichtsprofessor nannten, gar einen Vortrag über den „Sonnentau“ – eine fleischfressende Pflanze, die er im Moosland gefunden – hielt, oblagen sie derweilen mit Eifer der Eidechsenjagd. Bei dieser Gelegenheit konnte man feststellen, daß sie einen unerhört anschaulichen und derben Dialekt sprachen, den sie mit selbsterfundenen Kraftausdrücken zu bereichern pflegten. Es war schon fast eine Art Geheimsprache, die sich unmöglich in ein reines Deutsch hätte übertragen lassen.

Bembes hatte nun endlich so ein langschwänziges Tierchen erwischt und fragte: „Hat keiner a Schachtel da?“

„Bind s’ ins Taschentüchel nei!“ meinte der Hans.

„Wenn’s aber nacher verreckt?“ fragte der erste wieder.

„Dös verreckt net“, erklärte der Reinhard. „Die leb’n ja den ganzen Winter unter der Erd’, da hamm s’ a net viel Luft!“ Also verschwand die Eidechse mit dem Taschentuch im Hosensack des übel beratenen Buben.

„Was habt ihr denn da hinten?“ rief der Nats monierend hinüber. Die Kerle hatten doch für nichts Interesse! Und fast einstimmig kam’s zurück: „Nix!“ – „Mir hamm bloß a Oadaxel g’sehng!“ versuchte Bembes die Geschichte zu vertuschen.

„Was habt ihr gesehen?“

„Mir haben eine Eidechse laufen sehen, Herr Professor!“ verdolmetschte Hans dem dialektunkundigen Lehrer.

„Mir!“ verbesserte der. „Wir heißt es!“

„Wir sagen allweil mir, wenn wir unter uns sind. Im Dialekt heißt wir – mir!“ meinte Reinhard.

„Spinnen tut ihr! Lernt zuerst einmal richtig Deutsch!“

Inzwischen war man im Wald angelangt. Angstvoll kreisten die Krähenmütter über den Knaben, und während sich die Stadtbuben gar nicht darum kümmerten, geschweige denn Schlüsse daraus

zogen, wurden die drei von immer stärkerer Unruhe ergriffen. „Wett'n mer, die hamm alle Junge!“ meinte Bembes. „Wenn nur der damische Nats net wär' – dann hätten mir gleich eins g'fangen!“

„Fangen könnten mir s' schon“, meinte der Hans, „aber mitnehmen könnten mir s' net. Weil's der Nats net erlaubt!“

„Der hat bloß für sein Zeug Interesse“, schimpfte Bembes. „Von dö lebendige Viecher versteht er nix. Und fangen könnt' er selber gar nix!“

Nach einer Weile wurde im Wald Rast gemacht, und die Knaben begannen den mitgebrachten Proviant zu verzehren. Auffallend für den Kenner war, daß das sonst so lehrerscheue Trio sich in nächster Nähe des Nats lagerte und offenkundig bemüht war, angenehm aufzufallen. Sie hielten beispielsweise eine Blütenähre des Knabenkrautes vor sich hin und stritten laut darüber, ob es eine Orchis sei, bis sich der Professor das Ding herüberreichen ließ. „Na, die Pflanze solltet ihr aber wirklich kennen! Gruber, was ist das?“ wandte er sich an einen hochgeschossenen, blassen, rothaarigen Knaben, der einen goldenen Zwicker trug. Der war während der Anrede schon aufgesprungen. Mit betonter Verachtung vor soviel Unwissenheit sprang es lässig über seine schmalen Lippen: „Orchis centifolium!“ – „Gut! Sehr gut!“ lobte der Nats, worauf sich der Gruber nach einer kurzen Verbeugung wieder ins Gras hockte.

„Der Schisser!“ meinte Hans leise. „Als ob mir ’s net selber g’wußt hätt’n. Aber jetzt hamm mir unser Alibi! Jetzt können mir uns ruhig verziehn!“

Gleich nachdem der Gundlacher wieder seine Gitarre ergriffen, und dadurch die Aufmerksamkeit von ihnen abgelenkt wurde, drückten sich die Drei unauffällig aus dem Kreise.

„Den Gruber, wann i amal allein erwisch“, sagte Bembes, „dann hau i ’n schon so, daß er sein Lebtage dran denkt. Der Aff, der petschierte!“

Und sie begannen in raschem Tempo zum Waldrand zurückzulaufen.

Klonk saß wieder auf seinem Baum und horchte mit schiefem Kopfe auf das dumme Zerimpse der Menschen. Das Geschrei behagte ihm auf die Dauer nicht. Er überlegte bereits, ob er nicht wo anders hinfliegen sollte, an einen ruhigeren Ort, als er durch eine Lücke im Gezweig der drei Buben ansichtig wurde, die sich nach Indianerart, einer hinter dem andern, auf die Horstbäume zubewegten. Er ließ sofort seinen Warnruf erschallen, worauf sich die Krähenmütter mit erregtem Geschrei allesamt erhoben.

Der Lärm war den Buben unangenehm. Sie beeilten sich, ihr Vorhaben auszuführen. Hans als der Stärkste stellte sich mit dem Rücken an einen Baum. Bembes stieg in die vorgehaltenen Hände,

von da auf die Schulter des Freundes, ein rascher Klimmzug brachte ihn auf den untersten Ast, und nun turnte er mit einer Gewandtheit, die einer nur durch häufige Übung erworben haben konnte, affenartig geschwind in die Höhe. Jetzt war er im Wipfel, schon schrie er herab:

„I hab’ schon a Nest! Vier Eier san drin. Aber kalte!“

„Nimm s’ mit!“ schrien ihm die andern zu. „Die können mir schon brauchen. Zum Tauschen! Aber untern Hut mußst d’ s’ tun, sonst machst d’ s’ hin!“

Bembes befolgte, was ihm die andern geraten. Er nahm die aus irgendeinem Grunde unbebrütet gebliebenen Eier, legte sie in den Hut und dann zog er ihn wieder vorsichtig fest über die Ohren. Im zweiten Horst gelang es ihm nur, eine Jungkrähe zu erwischen, die übrigen waren schon ziemlich gewandt, sie waren ins Laub geflattert, wo er der schwachen Äste wegen nicht hinkommen konnte. Es war jetzt ein gewaltiger Lärm um ihn, und die Freunde schrien ihm zu, daß er sich beeilen solle. Mit dem Jungvogel – den er sich zwischen Hemd und Bluse gestopft hatte – und den Eiern begann er den Abstieg und langte wohlbehalten wieder unten an. Hans und Reinhard bekamen je zwei Eier, er selbst behielt die Krähe, und dann liefen sie schleunigst wieder davon.

Als Klonk, der ihnen gefolgt war, einmal durch das Laubdach stieß, sah er die Buben mit gekreuzten Beinen auf dem Boden hocken. Sie

hatten die laut krächzende Krähe zwischen sich und waren hell begeistert: „Fein is’“ – „Zünfti!“ – „Meinst net, daß s’ dir verreckt, Bembes?“ – „Ausg’schlossen, die frißt schon! Gleich wenn i heimkomm, wird s’ g’füttert!“

Das Geklimper und Gesinge war inzwischen verklungen. Klonk sah noch, wie Bembes seinen Vogel wieder unter der Bluse verstaute, und wie sie endlich zu den andern zurückliefen, die ihre Abwesenheit gar nicht bemerkt hatten.

Das Schwierigste stand ihnen noch bevor. Wohin mit der Krähe, ohne daß sie dumm auffiel? Sie hatte sich jetzt schon beruhigt, aber in dem gegenwärtigen Gefängnis konnte sie nicht bleiben. Ein paarmal schon war es Bembes warm über den Leib hinuntergelaufen. Ihn selbst störte das weniger, aber er kannte die Abneigung seiner Mutter und auch des Dienstmädchens gegen derart verschmutzte Wäsche. Wenn er an den Vater dachte, gab er das Denken lieber gleich auf. Der hatte wenig Sinn für solche Sachen. Trotzdem war er bis aufs Äußerste entschlossen, die Aufnahme des Vogels daheim durchzusetzen. Er liebte ihn bereits innig – er gab ihn nimmer her. Vom Hemde herauf strömte ihm der warme, scharfe Tierdunst unter die Nase. Wenn die Krähe die Ständer bewegte, kitzelte es, so daß man fast lachen mußte. Es war fein, eine Krähe zu haben. Wenn man sie bloß schon daheim hätte!

Hans und Reinhard mischten sich wieder unter die andern, während Bembes es vorzog, mehr außerhalb zu bleiben. Er hatte die

Bluse ganz zugeknöpft und selten nur klang noch ein leises: Krah – krah! aus der Tiefe.

Hans hatte schon recht gehabt. Die Krähen Eier, die angeblich gefundenen, waren begehrt. Er bekam 10 Pfennige dafür und sollte noch ein Buffalo-Bill-Heft nachgeliefert erhalten, wenn sie daheim wären. Reinhard hatte seine für ein handlanges Stück Vollgummi verschachert, und er begann, sich nach einer Astgabel umzusehen, weil er sich eine Schleuder damit machen wollte.

Endlich fand sich eine unerwartete Gelegenheit, die Krähe gesund zu verfrachten. Dem Gundlacher war eine Baßsaite seiner Gitarre gerissen, und da das Instrument nun doch keinen Sinn mehr für ihn hatte, handelte ihm Bembes das „Tragendürfen“ für fünf Pfennige ab. Der Gundlacher freute sich und glaubte wirklich, daß Bembes, nur um interessant wirken zu können, soviel Geld dafür ausgabe. Aber er war der Dumme!

Auf dem Grunde des Behälters machte die Jungkrähe den ganzen Ausflug mit und wurde zuletzt unbehelligt nach München gebracht. Sie hatte sich natürlich auch hier betätigt, aber Bembes fand, daß es nicht schädlich war. Wenn es trocknete, fiel es schon wieder heraus. Und wer wußte denn, ob der Gundlacher je auf die Idee kam hineinzuschauen.

So war der Ausflug, wenn es auch nur ein ganz gewöhnlicher Klassenspaziergang gewesen, doch noch recht spannend verlaufen, und keiner von den dreien hatte sich das gedacht.

Oberwiesenfeld

Als die Buben spät abends nach Hause kamen, waren sie ehrlich müde. Der Weg von Allach nach dem Vorort Oberwiesenfeld, wo sie wohnten, wäre zu Fuß für sie viel näher gewesen. Aber der Lehrer hatte Bedenken gehabt, sie allein heimgehen zu lassen, und so mußten sie den weiten Umweg vom Hauptbahnhof durch die ganze Stadt machen. Es gab nur eine schlechte Verbindung dort hinaus, man konnte von der Georgenstraße ab nur die Pferdebahn benützen. Die Buben gingen aber sehr sparsam mit ihrem Geld um, das sie lieber für andere Zwecke verwendet wissen wollten.

München war damals noch verhältnismäßig klein. Hinter der Adalbert- und Georgenstraße lagen bereits Wiesen. Die Äußere Schleißheimerstraße war schier unbebaut, vereinzelte Häusergruppen standen frei im offenen Gelände. In einem dieser Häuserblocke wohnten die Eltern der drei Freunde. Im Erdgeschoß hausten die Geschwister Keller, zwei alte, stille Damen. Den ersten Stock hatten die Eltern von Bembes inne, dessen Vater Fabrikant war, und der wegen seiner ganz am Stadtrand gelegenen Fabrik gerne so weit hinausgezogen war.

Der Vater der beiden Brüder Schelf war ein mittlerer Staatsbeamter, der das Stockwerk über ihnen bewohnte.

Die Landschaft gegen Süden war wenig reizvoll. Einzelnen verstreut in den ausgedehnten, der Stadt vorgelagerten Wiesen lagen alte Häuschen, kleine Gehöfte oder Gärtnereien. Es gab große Kiesgruben im Gelände, in denen die Buben mit von den Bauplätzen gestohlenem Material Zelte und Hütten bauten, und in denen sie auch sonst allerlei Unfug zu treiben pflegten.

Während das Trio – die „Bankerten“, wie man sie in weitem Umkreis zu nennen pflegte – jeden Morgen seinen Weg zur neuerbauten Schwabinger Kreisrealschule hin suchte – sie fanden ihn nämlich nicht immer und oft nicht pünktlich genug – gingen die Volksschüler in die noch entlegendere Schelling-Schule am Rande der immer mächtiger vordringenden Stadt.

Für Bombes war dieser Schulweg oft eine rechte Qual. Das Gelände war herrlich zum Spielen und hatte wundervolle, interessante Kiesgruben. Er lernte leicht, wenn er wollte, aber er war ein Streuner. Auf dem Lande aufgewachsen, wo sie früher gelebt hatten, ging ihm die Stadt nicht ein. Über irgendeinem Tier, das seinen Weg kreuzte, konnte er alles vergessen. Die Eltern hatten es schwer mit seiner Leidenschaft. Oft und oft hatte man ihm verboten, Tiere mit nach Hause zu bringen, aber – wir haben ja gesehen, wie es fruchtete.

An dem Abend nach dem Ausfluge hatte er wieder einmal mehr Glück als Verstand gehabt. Sein Vater war beruflich nach Augsburg gefahren und hatte daran anschließend gleich eine kleine Geschäftsreise unternommen. Mit der sanften Mutter, an der der

Junge sehr hing, wurde er leicht fertig, denn sie war ja selber eine große Tierfreundin. Anfangs war sie wohl entsetzt, als er die Krähe ausgepackt hatte, aber sie war auch schon wieder die erste, die ein Schüsselchen mit in Milch eingeweichten Semmelbrocken brachte, damit er den armen Vogel fütterte. Und Bembes machte ihm den Schnabel auf und atzte ihn gründlich. Der Vogel saß bald satt blinzeln auf der Stuhllehne, und der Bub betrachtete ihn selig, dankbar die Arme um den Hals der Mutter geschlungen: „Du bist doch die beste und liebste Mutter, die es auf der ganzen Welt gibt!“

Vor dem Schlafengehen wurde der Krähe ein alter Reisekorb auf dem Balkon eingerichtet, denn man konnte sie ihrer tüchtigen Verdauung wegen nicht in der Wohnung lassen. Da draußen hatte sie auch keine Langeweile. In selbstgezimmerten Ställen hauste ein halbes Dutzend Kaninchen und zwei Meerschweinchenpaare; in dem Käfig nebenan zwei Sumpfohreulen, deren Futterbeschaffung dem Buben manchmal Schwierigkeiten machte. Zahm wie ein Hündchen und, wenn Fremde kamen, schnell unter der Mutter Rock verschwindend, lebte noch ein langschnäbeliger, klugäugiger Brachvogel in der Wohnung.

Das Zimmer des Knaben glich einem Museum. Es hingen da allerlei ausgestopfte Vögel an den Wänden und ein mottenzerfressenes Eichkätzchen, das er sich einmal für Briefmarken eingetauscht hatte. Schmetterlingskästen, Käfersammlungen, Versteinerungen und Baumauswüchse lagen herum. Auf dem breiten

Gesims stand ein Terrarium, in dem zwei Eidechsen, eine Blindschleiche und zwei Sumpfschildkröten hausten. Im Aquarium daneben lebte ein Zwergwels und ein Goldfischpaar in enger Gemeinschaft mit einem Wassersalamander. Sonst bemerkte man noch eine Kuckucksuhr, einen mit Gaze überspannten Raupenzuchtkasten, eine Laterna magica und eine kaputte Dampfmaschine, der das Schwungrad fehlte.

Vor dem Bett stand ein Nachtkasten, ein Stuhl und dann anschließend ein eiserner Waschtisch mit Spiegel, in den Bembes nur selten genauer zu blicken pflegte. Ein Kleiderschrank und endlich der Arbeitstisch, eine Art Sekretär, vervollständigten die Einrichtung. Seine oberste Schublade ließ sich augenblicklich leider nicht öffnen, weil sich ein paar Gabelschwanzraupen zwischen den Fugen verpuppt hatten.

Die Wand über der Bettlade wies auf die kriegerische Veranlagung von Bembes hin. Man sah dort eine selbstgenähte, schwarze Totenkopfflagge, über der zwei gekreuzte, ausrangierte Fechtsäbel hingen, die einen Ersatzgriff aus mit Bindfaden umwickelten Nähspulen hatten. Eine alte, zersprungene Reiterpistole, ein Luftgewehr und ein Beil mit Lederschlaufe vervollständigten diese Dekoration.

Die Flagge mit dem Totenkopf war das Heiligtum der „Morganaten“, eines Geheimbundes, dessen Häuptling Bembes war. Man konnte nur durch eine geheimnisvolle Zeremonie, die meistens

in einem Keller, Lagerschuppen oder sonst einem dunklen Ort abgehalten wurde, aufgenommen werden. Der Bund hatte fürchterlich strenge Satzungen. Auf Verrat stand Todesstrafe oder Auspeitschung. Jeder Neophyt mußte sein Blut mit dem des Häuptlings mischen. Man trug bei den Versammlungen eine schwarze Tuchmaske vor dem Gesicht, und Hans und Reinhard waren natürlich die beiden Unterhäuptlinge des (nicht immer ganz sauberen) Vereins. Wohl war ihr Vorbild, Morgan, der König der Flibustier, ein Seeheld ohne Furcht und Tadel, ritterlich und zart gegen Frauen (hundert Zehnpfennighefte reichten nicht aus, seine Taten zu schildern), gegen Schufte von unerbittlicher Strenge gewesen. Die Morganaten hatten aber oft recht seltsame Rechtsbegriffe. Man hatte seinen eigenen Gruß und Pfiff, an dem man gleich erkennen konnte, wer ein Morganat war. Bombes, dessen eigentliche Schöpfung der Bund war, schlief immer mit recht stolzen Gefühlen unter der Flagge der Morganaten ein.

Heute kroch der Häuptling in Gedanken an den neuen Zuwachs glücklich in die Klappe, als ihm plötzlich die Eidechse einfiel. Er stand wieder auf und wickelte das Tierchen aus dem Taschentuch. Aber der Reinhard hatte doch nicht ganz recht gehabt. Wenn manche vielleicht auch im Winter ohne Luft unter der Erde leben konnten, die da hätte bestimmt mehr Luft gebraucht. Leise schlich er mit der kleinen Leiche ins Örtchen hinüber, damit er sie hinunterspüle. Und dort machte er eine andere, unangenehme Entdeckung. Anna, das

gute, treue Dienstmädchen, das seinerzeit vom Lande mit in die Stadt gekommen war, und die von der neuen Einquartierung dort wahrscheinlich nichts wußte, hatte die Abortfenster aufgemacht. Jetzt waren die beiden Ringelnattern, die er vorgestern dazwischen eingesperrt hatte, richtig ausgekommen. Mit gedämpfteren Gefühlen schlich er wieder ins Bett. Er nahm den Tomahawk in die Hand und wickelte sich die Lederschlaufe ums Gelenk. Das Haus war ja heute schutzlos. Er war der einzige Mann in der Wohnung und hatte als solcher die Pflicht, die Frauen bei einem etwaigen Überfall zu verteidigen.

Seine Gedanken fuhren hin und her. Dusel hatte er heute gehabt. Ein Glück, daß die Mutter allein gewesen. Sie würde das mit der Krähe später schon machen. Es fiel ihm ein, daß er seine französische Aufgabe nicht gemacht hatte. Das war wieder so ein Fressen für den ekelhaften „Ägüh“, wie sie ihren Sprachprofessor nannten. Wenn der liebe Gott den doch einmal krank werden ließe, daß er von der Schule wegmüßte! Hoffentlich gelang es ihm morgen früh noch, vom Reinhard oder einem andern die Aufgabe abzuschreiben. Es ist schon fad ... Besser man denkt an die Krähe, als an das dumme Französisch ... Endlich faltete er die tomahawkbewehrten Hände und begann verschlafen zu beten:

„Müde bin ich, geh’ zur Ruh, schließe meine Äuglein zu, hab’ ich Unrecht heut getan – die Eidechse tut mir ja schon leid – sieh es

lieber Gott nicht an.“ Tloi, der Brachvogel pfiff leise unter dem Bett, als er den Knaben reden hörte. Dann wurde es still im Zimmer.

Pepi

Die Krähe gedieh prächtig. Bembes hatte sie „Pepi“ getauft. Sie war nun voll ausgefiedert; einzelne Flaumhaare hingen ihr noch am Schädel, wodurch sie etwas greisenhaft wirkte. Sie hatte graue Augen, die sich jedoch allmählich dunkler färbten, und sie war klug, unglaublich klug und – frech.

Bembes hatte sie nach seiner Tante benannt. Die Vogelpepi war zwar viel netter als die Familienpepi, die sie bisher alle Jahre heimgesucht hatte. Äußerlich aber sahen sie sich sehr ähnlich. Die Vogelpepi fraß, was man ihr hinstellte und war dankbar. Die Tante Pepi aber aß nur Gutes und schimpfte hinterher. Sie war der Schrecken der gesamten Verwandtschaft und pflegte sich, obwohl sie selber sehr reich war, bei allen ein- oder zweimal im Jahre meistens für längere Zeit einzuladen, so daß sie – eine Art Familienparasit – auf diese Weise ein recht sorgloses und billiges Dasein führte.

Die Krähe war also, wie gesagt, nicht so häßlich wie die Tante. Aber die Art, wie die Pepi oft ins Zimmer hineinkam, listig hinter jedes Möbel und in die Ecken schaute, wie sie alles neugierig untersuchte und vor Freude schrie, wenn sie endlich etwas gefunden, erinnerte sehr an sie.

Bembes hatte Riesenangst gehabt, wie sich der Vater zu der neuen Einquartierung stellen würde. Es war aber alles gut gegangen. Er war von der Reise, bei der er gute Abschlüsse gemacht, und die sich länger, als ursprünglich geplant, hinausgezogen, recht froh gelaunt zurückgekommen. Er hatte wohl zuerst die Stirn gerunzelt, als die Pepi aber neugierig äugend ins Zimmer gewatschelt kam, nachdem sie zu schnabeln begonnen, als er ihren Namen erfahren und als sie endlich freudestrahlend über die neue Bekanntschaft vor seine Füße gehopst und sofort begonnen hatte, seine Schuhbänder aufzuknüpfen, hatte er hell hinauslachen müssen. „Die Ähnlichkeit mit der Tante ist wirklich auffallend!“ hatte er gemeint. Pepi hatte also dableiben dürfen, und Bembes war überglücklich gewesen, denn er liebte sie ja von ganzem Herzen.

Im allgemeinen durfte Pepi nicht ins Zimmer hinein, Anna mußte sonst immer hinter ihr herwischen. Sie vertrug sich auch schlecht mit dem sanften Tloi, den sie gern aus dem Hinterhalt überfiel und am Stoß packte. Sie hatte eine Bombenfreude, wenn es ihr gelang, den Brachvogel zu überraschen.

Bembes hatte Pepi die Flügel gestutzt. Sie flog aber trotzdem nicht schlecht, so daß sie immerhin eine gewisse Bewegungsfreiheit hatte. Meistens hockte sie auf dem Balkon oder auf der Kastanie im Hofe. Weit ging sie nie weg. Ihre ganze Sehnsucht galt den vorderen Zimmern und vor allem dem „Salon“, der ein Prachtstück der Zeit – aus imitierten schwarzen Ebenholzmöbeln mit roten Samtbezügen –

war. Das Klavier stand dort. Auf dem Samt lagen weiße Schutzhüllen. Einmal war Pepi dort hineingekommen und anscheinend ganz berauscht von all der Schönheit gewesen. In kurzer Zeit hatte sie die China-Nippsachen heruntergeschmissen, den Schiller verschmiert und auf den Klavierstuhl gemacht. Als die Anna dazugekommen, war sie schreiend auf die künstliche Palme geflogen, wo sie endlich erwischt und hinausbefördert worden war.

Wenn Bembes von der Schule zurückkam, flog ihm die Pepi kreischend entgegen; sie schlug mit den Flügeln und bekundete eine stürmische Freude, bis er ihr endlich den Käfer, die Heuschrecke, den Frosch oder was er gerade auf dem Weg über die Wiesen erwischt, gegeben hatte.

Es war nicht schwer, solche Dinge zu erlangen. Der Schulweg war geradezu ideal für diese Zwecke. Es gab in der Nähe einige tiefe mit Weiden und Jungpappeln bewachsene Kiesgruben, in deren Grundwassertümpeln allerlei Tiere, wie Wasserkäfer, Teichmolche, Frösche und sogar Fische – die die Buben dort selber eingesetzt hatten – gediehen. An den sonnigen Hängen hausten Eidechsen. Im Laub der Weiden und Pappeln fand man schöne Schmetterlingsraupen, Gabelschwänze, Abendpfauenaugen und Admirale, im Gras gab es den langbehaarten braunen Bären, in der Wolfsmilch die schön gefärbte bunte Raupe des Wolfsmilchschwärmers, und in den Weidenröschen die groteske, braune Walze des kleinen Weinschwärmers. Da viele Buben Raupen und Schmetterlinge

sammelten, stellten die Gruben eine Art Kapital dar, weil man die Beute gegen Briefmarken oder andere Dinge vertauschen konnte. Manche Gruben dienten als Schuttabladeplätze, und sie wurden von der Oberwiesenfelder Jugend fleißig auf brauchbaren Abfall untersucht.

Die Ringelnatttern

Die nördliche Umgebung des Elternhauses war die eigentliche Landschaft der Knaben. Am Rande des Oberwiesenfeldes lag die neue Kaserne des Schweren Reiter-Regimentes, dann dehnte sich die riesige, mehrere Kilometer breite und lange Fläche des Exerzierplatzes vor ihnen aus. Sie pflegten dort die von den Soldaten verlorenen Patronen zu sammeln, die sie vielseitig zu verwenden wußten; im Würmkanal, der das Oberwiesenfeld in zwei Hälften teilte, badeten sie sommers gerne. Im Herbst lagen sie mit ihren Luftgewehren auf der Lauer und schossen die dort in unheimlichen Mengen vorkommenden Feldmäuse ab.

Am Rande des Oberwiesenfeldes, gleich hinter der Moosacher Fasanerie begann damals schon das Dachauer Moos. Es war eine wilde, freie und unbeschreiblich schöne Welt, die den Buben herrliche Stunden und interessante Tierbegegnungen, aber auch viel Prügel einbrachte.

Der Tageslauf von Bembes war für einen Realschüler ein etwas sonderbarer. Morgens, sobald es hell wurde, pflegte Tloi an sein Bett zu trommeln. Er bekam dann sein Futter, das in einer Schachtel im Nachtkästchen aufbewahrt wurde, und das je nach der Jahreszeit aus Kerfen, Mehlwürmern, Beeren, oder was es sonst gab, bestand. Vor dem Schulweg lief er noch schnell auf die Wiese, um Hasenscharten, Löwenzahn oder Klee für die Hasen und Meerschweinchen zu holen.

Während des Tages, so nebenbei, schoß er Spatzen ab, fing er Mäuse, Frösche oder andere Tiere für die beiden Sumpfohreulen, die er im Moos gefangen, und für Pepi, die sich jedoch auch mit Küchenabfällen ernähren ließ. Seine Taschen sahen furchtbar aus. Wenn er gerade keine Schachtel bei sich hatte, pflegte er einfach alles so einzustecken: Bindfaden, Nägel, Draht, Schusser, Frösche, Regenwürmer, Heuschrecken, was er halt gerade fing oder fand. Es war begreiflich, daß die Anna nur mit Widerwillen, wenn sie etwas reinigen oder flicken mußte, in seine Taschen langte.

Bembes lernte eigentlich nur so nebenbei. Sein ganzes Leben drehte sich um seine Tiere. Man hatte schon oft versucht, ihm diese Leidenschaft abzugewöhnen, aber es hatte nichts genutzt. Der Bub war direkt krank geworden. Auf der anderen Seite war Pepi aber wirklich das Letzte, was man ihm durchgehen lassen konnte. Und Pepi war ja nett. Bembes schleifte sie überall hin. Er nahm sie sogar auf seinen Spaziergängen mit, wo sie den Neid der anderen Buben erweckte. Sie hatte Sprachtalente, und Bembes hatte ihr mit vieler Mühe gelehrt „Hurrah!“ zu sagen. Sie schrie seitdem bei jeder Gelegenheit, wenn man sie schimpfte, wenn sie sich ärgerte oder freute: „Hurrah!“

Der Bub war bemüht, sich den Eltern gegenüber für Pepi dankbar zu erweisen. Es war seit Wochen nichts mehr vorgefallen.

Eines Sonntags in der Frühe, als man mit den Vorbereitungen zum Kirchengang beschäftigt war, erscholl plötzlich aus dem Erdgeschoß ein

fürchterliches Geschrei. Die beiden alten Jungfern waren ja sonst die Stille selbst. Kein Wunder, daß jetzt alles an die Fenster fuhr und horchte. „Hilfe! Hilfe!“ gellte es durchs Haus. Die Mutter wurde blaß, der Vater rannte ins Schlafzimmer, um seinen Revolver zu holen, dann stürzte er – Bembes mit dem Tomahawk hinterher – die Treppe hinunter. Und da kam auch schon der Vater der Freunde, Herr Schelf, mit einem schweren Ulanenpallasch zur Unterstützung herbei. Man rüttelte an der Tür. Aber es machte niemand auf. Immer stärker erscholl das Geschrei, bis man endlich mit Hilfe einer Leiter durch das Abortfenster in die Wohnung einstieg. Bembes war bedeutet worden, zurückzubleiben, aber er war trotzdem nachgeklettert. Eine solche Sache konnte man doch nicht unerlebt vorübergehen lassen!

Im Schlafzimmer fanden sie dann die beiden alten Jüngferchen mit hochgerafften Röcken auf den Stühlen stehend, und Bembes, der einen richtigen Kampf mit Einbrechern erwartet hatte, war arg enttäuscht. „Vielleicht sind s’ nur vor einer Maus erschrocken?“ dachte er, bis das eine Fräulein schrie: „Seien Sie vorsichtig, es sind Schlangen im Haus!“

Die Männer erkundigten sich, wo sie denn wären, denn auch sie hatten etwas Gescheiteres erwartet, und sie fragten, ob sie’s auch ganz gewiß wüßten. Dann erklärte das Fräulein Helene, wie es war: „Ich steh’ am Spiegel, und die Sophie knöpft gerade ihre Stiefel zu, da seh ich auf einmal hinter ihr an der Kommode entlang etwas Langes, Graues schleichen. „Sophie!“ schrei ich, und sie kommt gerade noch

glücklich auf den Stuhl hinauf. Oh Gott! Wie ist das doch nur möglich, wir sind doch hier in keinem Urwald! Sie müssen noch da sein!“

Bembes fühlte sich auf einmal unbehaglich. „Sollten es am End’ gar Kreuzottern sein?“ fragte er verächtlich. „Die gibt’s nämlich gar net in unserer Gegend. Höchstens im Moos!“

„Halt deinen Schnabel!“ meinte der Vater. „Herr Schelf, vielleicht sind Sie so gut und stochern Sie einmal mit Ihrem Säbel unter den Schrank. Woanders können sich die Biester ja nirgends verstecken, es sei denn, daß sie in die Matrazzen gekrochen wären!“

„Juih! Juih!“ quietschten da die Fräuleins.

Herr Schelf stocherte unter dem Schrank herum, und da kamen auch wirklich zwei arme, graue, schier zum Skelett abgemagerte Nattern hervor, die Bembes wie ein Habicht faßte und sofort in der Hosentasche verschwinden ließ. „So ein Glump!“ meinte er. „Dös sin’ ja bloß Ringelnattern. Die sowieso ganz zahm sind. I trag’ sie naus und laß sie laufen!“

„Nein, du bleibst hier!“ fuhr ihn der Vater an. „Zuerst entschuldigst du dich bei den Damen. Du elender Lausbub! Was hab’ ich dir denn gesagt?“

„I hab’ sie ja gar net ausg’lassen! J hab’ sie bloß provisorisch zwischen d’ Abortfenster eing’schlossen g’habt, weil s’ der Geringer

Seppl kriegt hätt', aber die Anna hat 's Fenster aufg'macht, und dann waren's auf einmal nimmer da!“

„Ein schrecklicher Bub!“ seufzte das Fräulein Sophie, nachdem sich Bembes entschuldigt hatte. „Hast du gesehen, wie er die Schlangen gepackt hat? So mir nichts, dir nichts, wie einen Strick hat er sie in die Tasche geschoben!“

Droben im Gang setzte es eine Ohrfeige. „Marsch in dein Zimmer!“ Und es gab kein Essen, bloß Suppe und Stubenarrest für den Nachmittag.

Es war aber gar nicht schlimm. Gleich nachdem die Eltern zum Sonntagsspaziergang ins Milchhäusl gegangen waren, kam die Anna und brachte ihm alles doppelt und dreifach. Bembes tat recht großartig: „Die zwei alten Schachteln hättest d' sehen sollen! Wie die quietscht hamm! Sowas woll'n Erwachsene sein! Schau mal ins Terrarium nei! I hab' s' net auslassen, die Nattern. Werd' so dumm sein, wo i meine Prügel doch schon kriegt hab'. Die eine da, die is noch recht schwach, die kotzt alles. Aber die andere, wo den Kropf am Bauch hat, die hat schon an kleinen Frosch g'fressen. Wetten – die bring i noch durch!“

Die Schwabinger Schlacht

Es sah nicht so aus, als ob bis zum Ferienbeginn alles glatt hinausgehen wolle, Die Schwabinger, die die geschworenen Feinde der Oberwiesenfelder waren, machten sich wieder einmal recht mausig. Es verging fast kein Tag ohne Raufereien. Die Bankerten gingen nur noch mit Steinen in der Tasche und mit Gummischläuchen bewaffnet in die Schule. Gestern hatten die Schwabinger dem Lippl Schorsch ein Loch in den Kopf geworfen. Den kleinen Mayerhanser vom neuen Block drüben hatte die Saubande gefangen genommen, in eine Kiste gesteckt und mit Wasser begossen. Wenn das keine Feigheit war!

Bembes rief die Morganaten in einem Neubaukeller zusammen. Die Ehre der Oberwiesenfelder mußte wieder hergestellt werden. Und der Krieg wurde einstimmig beschlossen.

Das Gelände vor der Stadt mit den weiten Wiesen, Kiesgruben und Neubauten zwischen Schwabing und dem Oberwiesenfeld war seit Tagen auffallend leer. Man sah höchstens einige gut bewaffnete Knaben-Patrouillen an der Grenze gehen. Es gab viel Plänkeleien, und die Buben hingen auf dem Schulweg, der sie durch das feindliche Gebiet führte, wie Kletten aneinander. Sie hatten alle

Taschen voll wohlsortierter Steine. Man mußte Augen und Ohren offen halten, sonst geriet man schnell in eine Falle.

Vor ein paar Tagen erst war das Trio bei der Rosenau in einen Hinterhalt der Schwabinger geraten, zwanzig Mann stark hatten die sie verhaufen wollen. Aber die Bankerten hatten gezeigt, was sie konnten, Stein um Stein hatten sie aus der Tasche gezogen. Blitzschnell und mit meisterhafter Technik, wie hingepfiffen, saßen die Würfe. Der Feind, der gehofft hatte, sie spielend verhaufen zu können, war bald der Angegriffene geworden. Er floh in voller Auflösung, heulend, nachdem es die ersten Treffer gegeben. Wenn einer klagte: „Dös zeig’ i an! I sag’s mei’m Vater!“ dann wurde ihm schnell noch ein besonders nettes Steinchen hingeworfen, damit er das Laufen lernte. Und er lief dann auch. Die Bankerten waren immer fürs Ganze. Sie hatten auch einen gefährlichen Ruf. Die Stadtbuben konnten ihnen wohl im Nahkampf mit Latten und Schlagmitteln gefährlich werden, aber wenn sie nur ein bißchen Weite hatten, blieben sie immer Herren des Platzes.

Im Steinwurf, der bei ihnen als Sport gepflegt wurde, waren die Oberwiesenfelder nicht zu übertreffen. Sie hielten in ihren Kiesgruben richtige Wurfturniere ab. In ihrem Gebiet war auch in weitem Umkreis keine Flasche zu finden, und die Wirte jammerten oft schwer über die Buben, die ihnen von den Bauplätzen weg die leeren Bier- und Kracherl-Flaschen verzogen.

Nach dem Überfall gaben die Schwabinger Ruhe. Man wollte seine Kräfte fürs Ganze sparen und versuchte höchstens – aus entsprechender Entfernung – den anderen Angst zu machen: „Wart’s nur am Samstag, da hau’n mer euch! Da könnt’s was erleben! D’Fliegenkas wer’n ’s euch schon zeig’n!“ Die Bankerten lachten und sagten, daß sie das erst sehen wollten.

Nun waren die beiden Fliegenkäse, Söhne eines Schwabinger Maurerpoliers, die die andern so rühmten, schon feste Kerle, Sie waren für die Schwabinger das, was die Bankerten den Oberwiesenfeldern bedeuteten. Besonders der Älteste der beiden war ein handfester Kerl, der seine Steine so sicher wie sie ans Ziel brachte. Der Jüngere war weniger schnell, aber ein gefährlicher Bursche, ein richtiges Vorstadtpflanzerl, das immer eine geladene Flobertpistole bei sich trug.

Jetzt drehte sich alles nur noch um den Krieg. „Mir nehmen unsere Luftdruckg’wehr mit“, entschied Reinhard, „und wenn der Fliegenkas mit seiner Pistolen schießt, schießen mir auch!“ Und Bembes meinte: „D’Georgenstraßler fürcht’ i alle miteinander net. Aber d’Belgrad- und d’Herzogstraßler, die sin net schlecht! Mir müß’n schau’n, daß mir z’erst d’Georgenstraßler verhau’n, wenn die amal lauf’n, verlier’n die andern auch bald d’schneid!“

Jede freie Minute wurde eifrig exerziert, Flaschen, Töpfe und Blecheimer wurden stundenlang beworfen, bis sie beim besten Willen nimmer verwendbar waren. Wer ein übriges Zehnerl hatte,

kaufte sich beim Althändler in der Schellingstraße einen ausrangierten Studentenschläger. Er wurde wieder kampftüchtig gemacht, indem man ihn mit der Spitze solange an den Randstein schlug, bis er wieder eine Schneid hatte. Dann wurde er, je nach Talent, mit einem mehr oder weniger praktischen Griff versehen. Flitzbogen und Schleudern, Latten und mit Sand gefüllte Fahrradschläuche betrachtete man als besonders geeignete Kampfmittel. So nahte der Samstagnachmittag.

Gegen ein Uhr sammelten sich die Oberwiesfelder Kämpfer in der großen Schustergrube. Die Armee wurde in drei Gruppen eingeteilt, deren stärkste Bembes führte, während Hans und Reinhard die beiden anderen Abteilungen befehligten. Es waren kampflustige, schneidige Burschen darunter, vor allem die Morganaten, man sah aber auch einige, die sich am liebsten im letzten Augenblick noch verzogen hätten. Ein halbes Duzzend dieser Art drückte sich unschlüssig am Grubenrand herum, bis sie Bembes anschrie: „Wer Schiß hat, soll heimgeh’n. Feiglinge können mir keine brauch’n!“ Worauf sich viere bedeept empfahlen. Die andern schlossen sich der Hauptgruppe an.

In der Mitte des Heerlagers, auf einem kleinen Hügel, stak die zusammengerollte schwarze Flagge.

Man beobachtete einstweilen, hinter den Weiden versteckt, den Feind. Die Georgenstraßler, an die dreißig Mann stark, drückten sich an der Josephskirche herum. Von den Herzog- und Belgradstraßlern

war noch nichts zu sehen. Wahrscheinlich lagen sie in einem Neubau am Rande der Herzogstraße, denn dort konnte man ab und zu die eigenen und fremde Kundschafter ausmachen. Jetzt kam die erste Meldung: „D’Georgenstraßler rücken aus!“ Und tatsächlich, da kamen sie daher, mit einer schönen, blauen Fahne, und einer hatte sogar eine Trommel mit. „Die Fahne müssen mir kriegen!“ sagte der Reinhard. „Und d’Trommel nehmen mir ihnen a!“ der Hans.

Bembes war etwas wortkarg geworden. Die Verantwortung drückte. So ein richtiger Krieg war nichts Einfaches. Die Morganaten waren ja schon gut, aber auf die andern konnte man sich nicht ganz verlassen. Wenn er sich selber ansah, im kriegerischen Schmuck, mit Säbel und Luftdruckgewehr, mit dem Häuptlingsabzeichen aus Vorhanglitzen, die er sich selber angenäht, kam er sich recht würdig vor. Fad war nur, daß man als Häuptling am meisten abkriegte, weil einen jeder gleich kannte.

Plötzlich wurde er wach. Was die Georgenstraßler eben machten, war ein großer Fehler. Die gingen ja viel zu weit vor. So verloren sie jede Fühlung mit den andern. „Paß auf, Hans! Die krieg’n mir! Du gehst jetzt heimlich über die Rosenau an d’Josephskirchen vor, bis ihr im Rücken seid. Und du Reinhard, du gehst nachher, wenn die andern weit g’nug sin, offen gegen den Feind vor. Dann meint er, dös wär’ alles. Und auf einmal hamm’s dann den Hans mit seinen Leuten im g’nick. Und wenn d’Belgradstraßler vorbrechen und glauben, daß

s' mit euch leicht fertig werden täten, komm i mit dem Ganzen daher, wie der Sturm! Da könnt ihr euch drauf verlass'n!"

„Au fein! Dös mach'n mir!“ sagten die Heerführer. Und die Schlacht begann. Hans war nun weit genug draußen. Seine Kämpfer waren eben hinter der Rosenau verschwunden, während Reinhard bereits offen gegen den zahlenmäßig stark überlegenen Feind vorging. Außerhalb Steinwurfweite setzte ein homerisches Wortgefecht ein.

„Geht doch her, wenn's a Schneid habt's!“ schrien die Georgenstraßler.

„Geht halt ihr her!“ schrien die andern.

„Ihr seid's ja viel z'feig, ihr Hammel!“

„Vor euch wer'n mir uns fürchten, ihr Schisser, ihr elendign!“

„Ihr lauft ja davon, wenn mir kemmen!“

Inzwischen war man einander näher gerückt, die Schleudern traten in Tätigkeit, und man sah die Buben vor den Geschossen auf die Seite flitzen.

„Sturm auf, marsch, marsch!“ schrie nun Reinhard, als er sah, daß Hans schon auf seinem Posten war. Die Georgenstraßler zogen sich fechtend gegen die Belgradstraße zurück, und Hans erkannte wohl, was sie damit bezwecken wollten. Mit lautem Gebrüll brach er mit seinen Leuten aus dem Hinterhalt, und die Georgenstraßler kriegten jämmerliche Prügel, Sie liefen ohne Flagge und Trommel davon.

Jetzt aber ging es dick auf. An die achtzig Mann stark stürzten die Belgrad- und Herzogstraßler mit den Fliegenkasbrüdern an der Spitze in den Kampf.

„Z’sammschließ’n!“ schrie der Reinhard. „Oberwiesenfeld daher!“

Bembes hatte alles fiebernd beobachtet. Er sah, wie die Freunde geschlossen den Angriff der Schwabinger erwarteten und sie mit einem Hagelwetter von Steinen empfangen. Jetzt entfaltete er die Totenkopfflagge und stürmte mit dem Ganzen vor. Es gelang ihm, die Belgradstraßler von der Seite zu fassen. Sie hieben sich ordentlich hinein, und der Feind wäre sicher davongelaufen, wenn die Fliegenkäse nicht gewesen wären. Auf einmal steckte Bembes mitten im Feind. „Schmier ihm eine!“ – „Haut’s ’n abi!“ schrien sie, Aber der Säbel war eine feine Sache. Er bekam damit bald wieder Luft, und jeder, der eine empfangen, plärrte, Die Schlacht war stürmisch. Einmal sah Bembes den Hans neben sich fechten, er hielt die eroberte Fahne wie ein Schild vor sich hin und raufte wie ein Löwe. Reinhard wurde gerade gründlich eingedeckt. Aber schon tauchte er wieder auf – schneidig!

Und dann stieß Bembes plötzlich auf den älteren Fliegenkas. Es war das reine Duell. Er hatte gleich zu Beginn einen schweren Hieb auf die Hand gekriegt, die die Fahne hielt. Wütend zog er dem Fliegenkas eine dicke Nummer über den Schädel. Jetzt krachte es auch bei ihm, daß die Funken flogen. Er fühlte den warmen Saft in den Nacken laufen und wurde immer toller. plötzlich bekam er einen

dumpfen Schlag, daß er zusammensackte. Ein Belgradstraßler hatte ihm von hinten eine auf den Schädel gehauen, und die Fahne wurde ihm aus der Hand gerissen. Aber sie blieb nicht lange beim Feind, der sich schon auflösen begann. Der von Bembes schon genugsam geschundene Fliegenkas war an den starken Hans geraten, der ihn vollends nach Strich und Faden eindeckte. Der jüngere Fliegenkas gab noch einen Schuß aus seiner Pistole ab – glücklicherweise ohne jemand zu treffen –, dann lag ein Knäuel wütender Buben über ihm. Damit war die Schlacht entschieden. Die Belgradstraßler liefen, was sie konnten. Aber einer war doch kameradschaftlich genug, im Abziehen zu rufen: „Obacht! d’schandi kommen!“

Und das Schlachtfeld, bis auf wenige blessierte, heulende Buben, war überraschend schnell geräumt, Bembes lief wie im Tran. Er hatte seine Fahne wieder. Vorläufig aber war ihm alles Wurst. Er konnte nicht denken.

Sie hatten eine große Schlacht gewonnen, die größte, die jemals hier geschlagen wurde. Und sie hatten allerhand Beute gemacht.

Im Grundwasser einer Kiesgrube wuschen sie sich die Wunden aus. Es brannte verflucht. Mancher war übel versorgt worden, und Bembes hatte nicht weniger als drei Löcher im Kopf. Es war ein richtiger Krieg gewesen. Sonst wären ja auch die Schutzleute nicht gefommen. Sie waren also schon ernst zu nehmen. Das war fein!

Die Väter der Bankerten waren anderer Ansicht. Das Haus hallte wider vom Geschrei der tapferen Krieger. Es ging aber auch dies vorbei. Die blutgetränkte Flagge mit den gekreuzten Säbeln hing wieder überm Bett. Und die Wunden waren schneller geheilt, als die zerrissenen Anzüge geflickt.

Das Verhör

Wenige Tage nach der Schlacht von Schwabing, als Bembes fröhlich pfeifend mit einem dicken Grasfrosch für Pepi in der Tasche die Treppe hinaufstieg, sah er die Anna vor der Tür stehen. Das Herz rutschte ihm in die Hosen, und er wußte gleich, daß etwas los war. Die Anna hatte ganz verweinte Augen.

„Mein Gott, Bembes – was hast d’ denn wieder ang’stellt?“ flüsterte sie. „D’Polizei ist da und hat dein Zimmer untersucht. Deine Säbel haben s’ beschlagnahmt, weil du einem Buben das Aug’ ausg’schlagen hast. Jetzt wirst du sicher aus der Schule nausg’schmissen und womöglich noch eing’sperrt!“

Sie nahm ihm, dem gleich ganz elend geworden war, das Schulzeug ab und schob ihn heulend ins Wohnzimmer hinein. Und der Bub war wie gelähmt und schleifte seine Füße wie dicke Bleigewichte nach.

„Na, da haben wir ja den Herrn Hauptmann!“ sagte der Schutzzmann, der am Tisch gesessen, und stand auf. „Bembes! Bembes!“ sagte die Mutter. „So eine Schande!“ Der Schutzzmann war klein und dick mit einem borstigen Schnauzbart unter der kurzen Nase.

„Gehören die Säbel dir?“ fragte er dann.

„Ja!“

„Du sollst damit einem Buben ein Aug’ ausgeschlagen haben, Gibst du das zu?“

„Nein!“

Der Schutzmann hatte ein Schreiben vor sich liegen und las es ihm vor: „Der Obgenannte wird bezichtigt, dem Xaver Zwirngibel, wohnhaft Belgradstraße 53/4 anlässlich einer Rauferei mit einem Fechtsäbel ein Auge verletzt zu haben. Bei der weit über das Maß von Knabenschlägereien hinausgehenden Rauferei, die einen organisierten, schlachtartigen Charakter gehabt haben soll und bei der auch scharf geschossen wurde, sind insgesamt noch sechs Knaben derart verletzt worden, daß sie ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen mußten.

Es ist zwecks Schadenersatzklage festzustellen, wer von den Beteiligten den Betroffenen die Verwundungen beigebracht hat. Die verwendeten Waffen sind einzuziehen.

Nach den bisherigen Ermittlungen kommt als Haupttäter ein Schüler der Gisela-Realschule mit dem Spitznamen „Bembes“ in Betracht, ferner als weiterer Anstifter ein Realschüler namens Reinhard und ein gewisser Fliegenkäse aus der Belgradstraße.“

Bembes hörte gar nimmer zu, was der Beamte las. Vor seinen Augen flimmerte alles. Da lagen die beiden Säbel auf dem Tisch, die noch richtige Blutflecken hatten. Die Mutter hatte ihr Schnupftuch

herausgezogen und weinte laut hinein: „Mein Mann schlägt ihn ja halbtot, wenn er das alles erfährt!“

Der Schutzmann, schon etwas milder gestimmt beim Anblick von soviel Zerknirschung, fragte:

„Also, wie war die Geschichte? Erzähl’ sie mal. Aber bei der Wahrheit bleiben!“

„I hab’ bestimmt keinem ’s Aug’ ausg’schlagen, weil i immer nur von oben herab g’fochten hab’. Und dann hamm doch noch mindestens dreißig Buben außer mir Säbel g’habt. Und der Fliegenkas hat sogar mit einer Pistole g’schossen. Sein Bruder hat mir selber zweimal eine über den Kopf g’hauen, daß mir ’s Blut herunter g’laufen is. Und dann hat mir einer ’n Prügel auf ’n Kopf g’haut, daß i nix mehr g’wußt hab, bis d’schutzleut’ ’kommen sin.“

„Da könnten mir doch auch Schadenersatz verlangen, wo i doch gleich drei Löcher g’habt hab’. Aber mir hamm daheim gar nix g’sagt und sogar noch Prügel kriegt, für dös, daß mir uns g’wehrt hamm. d’Schwabinger hamm überhaupt z’erst ang’fangen. Alle Tage hamm s’ uns den Schulweg ab’paßt, bis mir g’sagt hamm, daß es nimmer so weiter geht, und daß ein Krieg hermuß. Und wenn ein Krieg is, wo es um die Ehre geht, und wenn einer da mitmacht, muß er halt damit rechnen, daß er verwundet wird. Dös hab’ i jedem gleich g’sagt. Vielleicht hat der andere sein Aug’ recht dumm hing’halten? I kann nix dafür!“

„Das muß ja lustig gewesen sein!“ meinte der Schutzmann. „Du sollst aber die andern angestiftet haben.“

„Mir hamm uns bloß verteidigt. I hab’ die andern nur g’fragt, wie lange mir uns von den Schwabingern noch hauen lassen soll’n. Und da hamm sie alle g’schrien: ‚Jetzt muß Schluß sein! Mir müssen einen Krieg hamm!‘ Und dann hamm mir ihn halt g’macht!“

„Wer war euer zweiter Anführer? Dieser Reinhard?“

„Dös weiß i net. Mir hamm viele Reinhards unter uns“, versuchte Bembes den Freund zu retten. „Da is der Schaller, der Räuschl und der Dempfl, der heißt aber eigentlich Reinhold, den kann man leicht damit verwechseln. Aber von denen hat keiner g’führt außer mir!“

„Na, da gibst du’s ja zu! Du bist also doch der Anführer gewesen?“

„Bloß in der Schlacht, weil s’ sonst ja alle durcheinander g’laufen wär’n.“

„Und wer hat die Schußwaffe gehabt?“

„Der Fliegenkas. Mir hamm bloß Luftdruckgewehre dabei g’habt. Meins ist sogar verstopft. Da können S’ ’neischauen. I hab’s bloß aus Gaudi mitg’nommen, daß die andern eine Angst kriegen.“

„Sehen Sie“, sagte die Mutter. „Ich hab’s ja gleich gesagt, Herr Wachtmeister, daß unser Bub nichts getan hat. Er ist unschuldig!“

„Das ist noch nicht erwiesen“, meinte der Schutzmann. „Es wird sich erst im Verlauf der Erhebungen zeigen.“

Und Bembes, der jetzt wieder mutiger geworden, dachte: Es ist ja gar kein Wachtmeister, sondern bloß ein gewöhnlicher Schutzmann. Aber vielleicht ist es gar net dumm von ihr, daß sie das sagt, weil es ihm schmeichelt.

Der Schutzmann fragte dann noch hin und her. Endlich klappte er das Buch zusammen, in das er alles hineingeschrieben hatte und sagte: „Ich will nun zuerst einmal das andere Früchterl, den Fliegenkäse, vernehmen. Dann werden wir ja sehen, ob Ihr Sohn die Wahrheit gesagt hat.“

„Es is alles wahr!“ sagte Bembes. „Auf Ehr’ und Seligkeit!“ Dann wischte er sich das Haar auf die Seite und sagte: „Schauen S’ da sin die drei Löcher im Kopf. Aber mir hamm niemand an’zeigt, weil mir net so feig san!“

„Sei still!“ sagte die Mutter. „Es ist alles schrecklich genug! Darf ich dem Herrn Wachtmeister vielleicht eine Zigarre oder ein Glas Likör anbieten?“

„Ich danke!“ sagte der. Dann schob er das Buch vor den Bauch, und die Mutter begleitete ihn mit den Säbeln bis zur Tür hinaus, wo sie noch einmal sagte: „Glauben Sie, daß es schlimm wird? Vielleicht kann mein Mann, ohne daß es falsch ausgelegt wird, den Eltern des verléßten Buben helfen?“

„Das ist vielleicht schon möglich! Auf alle Fälle schau ich mir jetzt einmal den Fliegenkäse an.“

Und Bembes dachte: Schau dir ihn nur an. Da siehst du was Gescheites!

Als die Mutter hereinkam, ließ sie sich in den Sessel fallen und seufzte: „Mein Gott! Mein Gott! Was soll jetzt aus dir werden, wenn du dimittiert wirst?“

„I weiß net! Wenn s’ mi nausschmeißen wegen dem Dreck, geh i vielleicht zum Onkel Max nach Afrika oder aufs Schiff. Da braucht man sich net so dumm beleidigen zu lassen, wenn man tapfer gekämpft hat!“

„Mach, daß du auf dein Zimmer kommst!“

Bembes zog ab. Es tat ihm leid, daß die schönen Säbel fehlten. Aber die Totenkopfflagge und der Tomahawk waren ihm ja noch verblieben. Er schaute scheu auf die Kuckucksuhr. In einer halben Stunde geht’s los! dachte er. Dann holte er zwei Sacktücher aus der Schublade, die er im Wasserkrug feuchtete und geschickt, wie einen glatten Verband, an seine nackte Kehrseite heftete. Ein Handtuch war zu dick, das spürte der Vater gleich.

Tloi war immer noch um ihn herum und bettelte auf seine Weise, indem er ihn mit dem Schnabel sanft an der Wade zupfte. Und er schenkte ihm alles Futter, was er in der Schachtel hatte. Dann pfiß er Pepi ans Fenster und gab ihr den Frosch, der inzwischen ganz warm und klebrig geworden war. Tiere haben es so gut, dachte er. Zuletzt holte er ein halbes Dutzend Stiftpatronen aus der Tasche, die er

heute morgen in der Schule gegen Briefmarken eingetauscht hatte, und versteckte sie unter seinem Kopfkissen. Er hatte sich schon so darauf gefreut, sie heute nachmittag in der Schustergrube zwischen zwei Steinen losgehen lassen zu können. Sie krachten so fein. Vorläufig wurde nun nichts draus. Wieder schaute er auf die Uhr. Es war zehn Minuten vor eins. Punkt eins kam der Vater.

Auf dem Fenstersims hockte eine Fliege, Er fing sie schnell mit der hohlen Hand und warf sie ins Terrarium. Dann schaute er ihr zu, wie sie auf dem Nagelfluhstück spazieren ging. plötzlich fuhr eine Eidechse heraus und packte sie. Im gleichen Augenblick läutete es. Er fuhr zusammen und horchte. Der Verband saß gut. Es würde aber trotz allem weh tun. Herrschaft ging das langsam! Endlich rief der Vater: „Bembes! Bring gleich das Spanische mit!“

Und er ging hinaus, nahm das Rohr aus dem Schirmständer und klopfte mutig am Arbeitszimmer an. Die Anna heulte in der Küche, als er vorbeiging, und er dachte sich noch, jetzt hält sie sich gleich beide Ohren zu, wenn ich schreie!

Die Untersuchung hatte nichts Positives ergeben. Es war wohl auch kein Stoff, der sich für die Polizei eignete. Dem Alteisenhändler war der Verkauf von abgelegten Studentenschlägern an Kinder verboten worden. Aber die Meldung wurde leider auch an den Rex weitergeleitet. Also brachte der Pedell eines Morgens, nachdem

Bembes schon vorher auf dem Rektorat peinlichst vernommen worden war, eine Vorladung für den Vater. Sie mußte übel gewesen sein. Der Vater schaute ihn nimmer an, obwohl er ein verhältnismäßig gutes Schulzeugnis heimgebracht hatte. Es waren scheußliche Tage. Nur im Französischen hatte er seine Vier. Unter Betragen stand: „Äußerst unruhiger, gern zu allem Unfug aufgelegter Charakter. Ist dabei gut veranlagt und könnte mehr leisten.“

Der Vater teilte ihm kurz mit, daß er jetzt strengere Saiten aufzöge. Das Taschengeld wurde ihm bis auf weiteres gestrichen. Je nach Betragen sollte er sich aber wieder zu seinem Wochengeld von fünfzig Pfennigen hinaufarbeiten können. Der Verkehr mit allen Gassenbuben und auch mit den beiden Freunden wurde ihm vorläufig untersagt. Während die Eltern in der Sommerfrische wären, würde er zu Hause bleiben und alle Vormittage unter Aufsicht Annas Aufgaben, hauptsächlich französische, machen. Die Mutter, der ein Landaufenthalt ohne Bembes mindestens ebenso eine Strafe war, versuchte den Vater umzustimmen. Aber der blieb fest.

Und nun nahte schon wieder ein anderes Unheil, eines, für das er wirklich nichts konnte.

Der Dieb

In der letzten Zeit waren der Mutter mehrmals geringere Beträge abhanden gekommen. Jetzt fehlte ihr wieder eine kleine, silberne Schere aus dem Reisenecessaire, und sowohl Bembes wie Anna erklärten, sie nicht gehabt zu haben.

Die Vorbereitungen zur Reise wurden getroffen, und die Mutter war besonders lieb zu dem Buben, weil sie dachte, daß er sich wegen der Strafe recht härmte. Es herrschte eine etwas gedrückte Stimmung, und Bembes hielt sich am liebsten in seinem Zimmer auf.

Schwer war es nur, wenn die Freunde unten piffen und riefen? „Darfst d’ noch net bald raus?“ Wenn sie dann frei und fröhlich abzogen, befiel ihn eine üble Stimmung, daß er am liebsten davongelaufen wäre. Der einzige Trost dabei war, daß er den Reinhard glücklich herausgeschwindelt hatte. Dem war überhaupt nichts geschehen. Bembes klebte also Briefmarken ein oder beschäftigte sich mit seinen Viechern, und alle Morgen durfte er eine Stunde weg, um Futter für sie zu holen.

Kurz vor der Abreise, nachdem der Vater schon wieder ein bißchhen freundlicher zu ihm geworden war, ließ er nach dem Essen die Anna in sein Arbeitszimmer rufen. Es dauerte nicht lange, da kam sie mit roten Augen zurück und sagte, daß ihn der Vater zu sprechen wünsche.

„Bembes“, begann der feierlich, „ich möchte Klarheit haben. Bist du heute morgen in meinem Zimmer gewesen?“

„Jawohl!“

„Und hast du hier auf meinem Schreibtisch Geld liegen sehen?“

„Jawohl!“

Der Vater funkelte ihn mit forschendem, seltsam feuchtem Blick hinter den Brillengläsern an: „Bitte, sei ganz ehrlich! Hast du dir etwas davon genommen? Du hast vielleicht Schulden gehabt und bist durch den Entzug des Taschengeldes in Verlegenheit geraten?“

„Nein!“ kam es zornig heraus. „I stehl’ net. Das Geld is dag’legen – fünfundvierzig Mark!“

„Wie genau du das weißt! Jezt liegen aber nur noch fünfunddreißig da! Weder die Anna noch Mutter waren im Zimmer. Kannst du mir vielleicht eine Erklärung dafür geben?“

„Nein!“ schluchzte der Bub laut. „Jetzt soll i auch noch stehlen, weil du auf dein Geld net aufpaßt!“

Patsch! Da hatte er seine Ohrfeige. „Geh weg!“

Und der Bub lief weinend zur Mutter. Er warf sich schluchzend in ihre Arme, und die Mutter half ihm, die Beleidigung zu überwinden. „Mein Bub stiehlt nicht. Alles ist möglich, aber das nicht. Der Vater ist hart. Er hat sehr viel Ärger im Geschäft. Das Geld ist nun einmal weg. Und alles spricht gegen dich. Ich werde mit ihm reden.“

Bembes ging hinaus. Er lief aber nicht in sein Zimmer, er blieb im Gang und vergrub sich hinter der Garderobe, weil die Dunkelheit dort zu seiner Gemütsstimmung paßte. Leise weinte er vor sich hin, und sein Herz schrie nach Gerechtigkeit. Er war nahe daran, seinen Vater für diese Kränkung zu hassen.

Und nun wurde er Zeuge einer Auseinandersetzung seiner Eltern, Mithörer eines Gespräches, das ihn wieder voll glücklich machte. Die Mutter ging vor: „Der Bub braucht Liebe, und du bist so streng zu ihm. Er sehnt sich nach einem guten Wort. Du aber willst ihn immer nur bestrafen. Raufen tun alle Buben. Und er ist viel zu gesund und kräftig, um sich von den andern verhaufen zu lassen. Aber das sag ich dir, wenn er auch ein fürchterlicher Lausbub ist, stehlen tut er nie und nimmer! Glaub mir's. Hast du ihn denn gar nimmer lieb?“

„Lieb?“ fragte der Vater. Die Stimme, die so fragte, kannte er gar nicht. Sie klang wie eine Orgel, so schön, so warm, wie er noch nie ein Wort von ihm gehört hatte. „Lieb, Klara? Wenn ich ihn nicht so lieb hätte, glaubst du, daß ich ihn dann so streng halten würde? Du hast vielleicht recht. Ich war zu hart gegen ihn. Aber die Vorstellung, daß mein Bub stehlen sollte, machte mich blind. Und er war frech. Ich mußte ihn schlagen. Ich darf nicht weich gegen ihn sein, wenn etwas aus ihm werden soll.“

Bembes schlich leise in sein Zimmer zurück. Und dann weinte er vor Glück. Das tat wie Sonne im Herzen. Nun will ich mich aber

wirklich bessern und Vater keine Sorge mehr machen! Anderen Buben gelingt es ja auch! sagte er vor sich hin.

Am andern Tag nach dem Mittagessen klingelte es wie verrückt. Vor der Tür stand ein kleiner, aufgeregter Herr, ein Maler, der das Atelier des Neubaus bewohnte. Er verlangte sofort vor den Vater geführt zu werden. In den Händen hielt er ein Bild, und Anna ließ ihn in das Arbeitszimmer hinein.

„Bitte, schauen Sie sich diese Schweinerei an!“ legte er, gleich nachdem der Vater eingetreten war, los. „Heute morgen habe ich das Bild gerahmt und fertig gemacht. Herr Bäckermeister Fritsch hatte es bereits für 250 Mark erworben.“ Er legte das Gemälde auf den Boden und wiederholte: „Schauen Sie sich die Schweinerei nur einmal an!“

Es handelte sich anscheinend um eine moderne Malerei. Man wurde nicht ganz klug daraus. Es waren viele rote, blaue, gelbe und grüne Farben darauf. Es konnte eine Landschaft, aber ebensogut ein Stilleben sein. Über das Ganze liefen eine Unmenge kleiner, bunter Kreuze und Striche.

„Ich weiß nicht, was Sie wollen“, meinte der Vater. „Ich bin da leider nicht kompetent und verstehe zu wenig von der modernen Malerei!“

„Aber soviel verstehen Sie doch, daß das Bild da gänzlich wertlos ist. Schauen Sie sich die Sauerei doch an!“

„Wie Sie wollen!“ gab der Vater zurück, der immer noch nicht wußte, wo der andere hinauswollte, Am Ende war der verrückt?

„Herr Fritsch hat das Bild, wie gesagt, für 250 Mark gekauft gehabt. Und Sie werden verstehen, daß ich, nachdem mir Ihr Schandvieh sämtliche Tuben aufgepickt, das ganze Atelier versaut und das Bild verdorben hat, einen entsprechenden Schadenersatz verlange!“

Jetzt endlich ging dem Vater ein Licht auf. „Bitte, wollen Sie sich genauer erklären! Welches Schandvieh meinen Sie denn?“

„Ihre Krähe! Ich habe heute früh das Bild zum Verpacken fertig auf meinem Arbeitstisch liegen lassen und war nur schnell aus dem Haus gegangen, um Bindfaden zu holen. Unterwegs traf ich noch einen Bekannten, der mich etwas länger, als beabsichtigt, aufgehalten hat. Und wie ich heimkomme, läuft mir schon von weitem meine Putzfrau entgegen und schreit: „Machen S’ nur, daß S’ heimkommen, Herr Rietzler! In Ihrem Atelier ist der Rab von dö Bankerten. Der trägt alle Ihre Farben fort und stopft s’ in ein Loch in d’ Brandmauer nei!“ Ich stürze die Treppe hinauf, reiße die Tür auf und sehe mit einem Schlag die Bescherung. Das ganze Atelier ist ein einziger Saustall. Auf dem Arbeitstisch, auf den Gesimsen und dem Boden – überall Farbkleckse. Dann ist das Luder auf die Palette gestiegen und schließlich mit seinen Dreckfüßen auf dem Bild herumgetanzt.“

Der Vater war wütend aufgesprungen. „Das Saubiest! Jetzt muß es aber aus dem Hause! Diese verfluchte Tierwirtschaft!“ Nach einigem Handeln zahlte er, und der Maler zog zufrieden wieder ab, wodurch das seltsame Bild, das später auf jeder Futuristenausstellung prämiert worden wäre, in den Besitz der Familie hinüberwechselte.

Ein neues, schweres Gewitter hätte sich fast über dem armen Buben zusammengezogen. Bis es den Vater plötzlich wie eine Erleuchtung überkam. Er hatte mal was von diebischen Elstern gelesen. Eine Krähe war ja auch so was Ähnliches. Er rief Bembes, der schon vor Angst zitterte, und sie begaben sich zusammen in den Hof. Es wurde eine Leiter an die Brandmauer gelegt, und Bembes mußte hinaufsteigen und in das Loch schauen. Es war wirklich Pepis Schatzkammer, die jetzt mit buntem Schnabel und noch bunteren Füßen empört zu schreien begann. Wütend hockte sie auf ihrem Baum und schrie in einem fort: „Hurrah! Hurrah!“

Bembes brüllte bald das gleiche. Es wurde alles gefunden. Die silberne Schere, das Goldstück, aber auch noch anderes Geld, Nickel- und Silbermünzen, Farbtuben, Vorhangringe, ein Teelöffel und unter anderem auch eine von Bembes verloren geglaubte Briefmarken-Pinzette.

Der Vater war so froh, wie seit langem nicht mehr. „Du glaubst ja gar nicht, Klara“, sagte er, nachdem sie wieder in der Wohnung waren, zur Mutter, „wie glücklich mich das macht. Ein Lausbub darf er zur Not ja sein. Aber den Diebstahl hätte ich nie überwinden

können. Ich möchte ihm gerne eine Freude machen. Bloß – der Vogel muß weg!“

„Laß ihm die Pepi! Er hängt ja abgöttisch an ihr!“

„Nun, wir werden ihn selber fragen“, entschied der Vater und rief den Buben herein, der auf dem Balkon bemüht war, Pepis verpapptes Gefieder mit Benzin wieder in Ordnung zu bringen. „Bembes!“

Der Bub kam mit einem glücklichen, stolzen Gesicht. Er schaute seinem Vater vertrauend in die Augen, „Na“, meinte der, und legte ihm versöhnlich die Hand auf die Schulter. „Es tut mir leid, Bembes, ich habe dich arg verdächtigt und möchte dir deshalb gerne eine Freude machen. Was ist dir lieber? Entweder du gibst die Krähe weg und fährst mit uns in die Sommerfrische, oder – du behältst sie und bleibst hier. Na, was meinst du?“

„Das ist doch keine Wahl!“ meinte die Mutter.

„Laß mich, ich kann ja auch noch etwas anderes im Hintergrund haben!“

Bembes starrte auf den Boden, Und dann, während sich seine Augen mit Freudentränen füllten, schlang er die Arme um den Vater, stammelte er überglucklicht „I dank dir schön, daß i d’ Pepi behalten darf. I bleib dann lieber hier!“

Die Enttäuschung der Eltern bemerkte er gar nicht. Jubelnd stürzte er zu seiner Krähe hinaus ...

Am andern Tag fuhren die Eltern in die Sommerfrische, denn der Vater meinte, daß man in der Erziehung konsequent sein müsse.

Ein Ferientag

Die Eltern schickten gleich nach der Ankunft eine Ansichtskarte aus der Sommerfrische. Am nächsten Tag kam dann ein ausführlicher Brief der Mutter an Anna, in dem sie alle Abmachungen noch einmal genau festlegte: „Seien Sie streng, aber gut zu Bembes. Vormittags soll er sich an seine Aufgaben halten. Nachmittags darf er laufen, wohin er will. Denn er soll ja schließlich auch etwas von seinen Ferien haben ... Schreiben Sie mindestens zweimal in der Woche, damit wir wissen, wie es zu Hause steht. Auf dem beiliegenden Zettel ist der Stundenplan für den Buben.“

Der Stundenplan war nicht so schlimm. Er war mit den kleinen, wie gestohlenen Schriftzeichen des Vaters ausgefüllt und sollte Bembes jeden Vormittag zwei Stunden, hauptsächlich mit französischen Aufgaben an den Arbeitstisch fesseln. Unten in der Ecke stand kurz: „Mach's gut! Herzlichen Kuß – Dein Vater.“

Bembes war gar nimmer traurig, daß er nicht mit ins Gebirge kommen durfte. Es war ja keine Strafe mehr, seitdem die Sache mit Pepi geklärt; seine Freunde hatten überhaupt noch nie ins Gebirge fahren dürfen. So konnte er bei seinen Viechern bleiben, und die Buben hatten ein großes Sommerprogramm vor.

Das Studium ging meistens so vor sich, daß er eine Stunde lang etwas, das er gut kannte, recht schlampig abschrieb. Dann zog er

irgendeine spannende Räuberschwarte hervor. Hörte er die Anna kommen, dann begann er laut einen Abschnitt aus den „Leçons françaises“ zu lesen. Die Anna hatte nämlich einen Riesenrespekt vor fremden Sprachen und ehrliches Mitleid, wenn er sich damit plagen mußte.

Nach dem Essen hörte er schon die Freunde die Treppe herabpoltern – wenn sie nicht gerade auf dem Geländer rutschten –, dann erscholl im Hof der Morganatenpfiff: „Bembes, geh abi, dein Spezel is da!“ Und ein paar Minuten drauf stand er selber auf der Straße – frei! Sie liefen über den Exerzierplatz, suchten Patronen und trieben dabei einen alten Tennisball vor sich her. Sie hatten keinen Augenblick Langeweile. Immer waren sie auf dem Sprunge, etwas anderes zu unternehmen. Hatte sie erst einmal das Moos verschluckt, dann war die Zeit überhaupt kein Begriff mehr für sie. Auf einmal war es Abend, und sie traten mit ihren prachtvollen Lungen den Heimlauf an. Das war ein langausholender stetiger Trab, der mit zunehmender Dunkelheit immer strenger wurde, so daß sie, wie heute, wieder einmal völlig erschöpft zu Hause ankamen.

Die Anna schimpfte diesmal tüchtig. Aber Bembes hatte schnell eine wirksame Entschuldigung gefunden. „I hab’ überhaupt net früher kommen können! Mir hamm beim Netscher ‚Räuber und Schandi‘ g’spielt, und da hamm s’ mi in den Kohlenschuppen g’sperrt. Wenn der Netscher net nomal kommen wär’, hätt’ i dort übernachten müssen.“

Das wirkte! „Um Gotteswillen!“ jammerte die Anna. „Da hätt’ ich ja eine furchtbare Angst gekriegt!“

„Meinst, i hätt’ mi net g’fürchtet!“ malte Bembes seinen Schwindel weiter aus. „So allein in einem fremden Schuppen hocken, wenn s’ alle davong’laufen sin und wenn’s allweil dunkler wird. Am Schluß war’s dann ganz schwarz, und die Mäus’ oder Ratten, was es halt g’wesen sin, hamm einen schauderhaften Spektakel g’macht.“

Die Anna hatte ihn während der Erzählung auf einmal sehr kritisch betrachtet. „Du hast ja einen nackten Hals!“ sagte sie. „Ja, du hast ja gar kein Hemd an!“ Bembes wurde rot. „Dös hamm s’ mir mittags im Würmbad g’stohlen. Mir sin a bissl z’weit wegg’schwommen, und wie mir wieder zurückkommen sin, war mein Hemd nimmer da.“

„Da wird die Mutter schön schimpfen.“

„Ach Anna, dös sagen mir doch lieber gar net. Es war ja sowieso schon ganz dünn. G’flickt war’s auch schon am Ärmel. I lern doch immer so brav!“

Er setzte sich neben sie hin und umschlang sie mit beiden Armen. Die Anna roch immer so gesund nach Kernseife und Klettenwurzöl. Er liebte diesen Duft, den er von Kindheit an an ihr gewöhnt war. Sie war ja schon fünfzehn Jahre im Hause und hatte ihn mit großgezogen. Sie war nicht hübsch. Mittelgroß, derb, mit knallgelben Haaren, mit blauen Augen in dem gutmütigen Bauerngesicht, hatte

sie aber von jeher eine starke Anziehung auf das bunte Tuch ausgeübt. Ein paar Jahre war sie mit einem Infanterie-Unteroffizier gegangen, dann hatte sie einen Wachtmeister von den schweren Reitern geliebt, aber jedesmal, wenn es ans Heiraten gehen sollte, hatte sie es mit der Angst gekriegt, war sie wieder in der Familie geblieben, von der sie auch längst wie ein Angehöriges geachtet und behandelt wurde. Die Anna hing an dem Buben wie an einem eigenen Kinde. Aber sie war allzu nachgiebig.

Da saß sie nun über dem Brief, den sie an die Eltern geschrieben. Und Bembes schmeichelte: „Hast d’ auch was von mir g’schrieben?“

„Ja!

„Darf i’s lesen?“

„Ausnahmsweise!“ Und er las, daß er sehr fleißig sei und brav.

„Anna, du bist einfach pfundig! Wie gut du riechst!“

Er gab ihr einen Kuß, worauf sie bis unter die glatt gestrichenen Haare errötete. Dann schob sie ihn sachte von sich.

„Jetzt iß endlich und dann mach, daß du ins Bett kommst!“

Die Sache mit dem Hemd war aber so gewesen. Sie hatten bei Feldmoching in einem Fischweiher Jungkarpfen gesehen und dann das Hemd – ein recht gutes – zum Abfischen benutzt. Es war aber ein Gendarm dazugekommen. Sie hatten laufen und Hemd und Beute

– acht handgroße Jungkarpfen, die in einem rostigen Blecheimer schwammen – im Stich lassen müssen. Der Gendarm war ihnen nachgegangen und hätte sie fast in die Hände des Moosacher Jägers getrieben. Dadurch waren sie weit abgedrängt worden, fast bis nach Schleißheim hinüber, und es dunkelte bereits, als sie endlich nach Milbertshofen kamen. In der Georgenschwaige hatten sie sich dann bei den frommen Schwestern gegen das übliche Vaterunser ein Stück Brot gebettelt. Zu Hause hätte das niemand wissen dürfen, Aber den Bankerten, abgesehen davon, daß sie kein Geld und elenden Hunger hatten, galt diese Bettelei als eine besonders spannende Sache. Da sie zum zweitenmal hineingingen, hatte die Schwester Afra Bembes nichts mehr gegeben. Sie hatte ihn nur wütend .angeguckt und gesagt: „Du warst ja schon einmal da!“ Er empfand das als ungerecht und sagte: „Den andern: hamn S’ aber nomal was geben!“ Da meinte sie: „Die laufen auch nicht so herum wie du. Nächstens können dich deine Leut’ ja nackt betteln lassen!“ Und sie hatte dorthin geschaut, wo alles offen war. Er hatte sich dann furchtbar schämen müssen, weil er nicht daran gedacht, daß er kein Hemd anhatte. Hans und Reinhard hatten dann ihr Brot mit ihm geteilt. Und dann waren sie schnell nach Hause gelaufen.

Es war wirklich ein feiner Tag gewesen, Viel schöner als in einer Sommerfrische, wo man immer nach Wegweisern gehen, Kurkonzerte anhören, Strümpfe und Schuhe und einen guten Anzug anhaben mußte, der nicht dreckig werden durfte.

Morgen war wieder ein großer Tag. Morgen wollten sie in der Schustergrube wie in einer richtigen Goldmine Geld suchen. Bombes war schon manchmal dort gewesen. Aber nicht gründlich, weil man davon so stank, daß es die Eltern riechen konnten. Wenn sie viel Geld fanden, wollten sie Pulver kaufen, und dann sollten die Oberwiesenfelder einmal was erleben!

Das Geld im Batz

Bis elf Uhr hatte Bembes ganz brav in seinem Zimmer gearbeitet und das „Avoir und Etre“ durchgenommen, weil er das am besten konnte. Dann hatte er den Ägüh auf das Fließpapier gezeichnet. So wie er immer aussah, der eitle Aff. Er hatte einen roten Napoleonsbart und graue Spitzbollenaugen, trug meistens eine große, bunte Krawatte, einen hellen Sommeranzug, dazu ein feines Bambusstöckchen und Glacéhandschuhe.

Der Gruber kam sich immer als etwas Besonderes vor, wenn er ihm die Hefte zum Korrigieren heimtragen durfte. Das war aber keine Ehre, weil das viele gar nicht gemocht hätten. Dafür bekam er dann ein besonders gutes Zeugnis. Das Leben wäre ganz schön gewesen, wenn der Ägüh nicht existiert hätte ... Und er malte einen großen Galgen daneben, an dem der Ägüh nun steif herunterbaumelte ...

Die Anna wurde heute mit dem Essen nicht fertig. Es gab Dampfnudeln, die er ohnehin nicht so gern mochte. Die andern hatten schon zweimal gepfiffen, weshalb er schon ganz nervös auf seinem Stuhl herumrutschte. Aber sie merkte wenigstens nicht, daß er ein Paar ganz alte Hosen angezogen hatte und barfuß in den Schuhen steckte. Endlich war man mit dem Essen fertig.

Er fuhr aus dem Haus, lief flüchtig die Schleißheimerstraße hinunter, auf der die Freunde schon weit voraus trabten. Sie hatten keine Zeit mehr zu warten. Einmal nur drehte sich Hans im Laufen herum und brüllte: „Lauf zu! D’Batzwagen kemmen schon!“

Und richtig, drunten hinter der Schusterschen Gärtnerei bogen die hochgebauten, zweirädrigen Eisenkarren bereits um die Ecke, die den in den Straßenablaufsieben Münchens gesammelten Straßendreck – den „Batz“ – in ihren Behältern sammelten, um ihn in die Versatzgruben zu schütten. Einige dieser Karren standen schon da und entleerten ihren Inhalt platschend in die Tiefe.

Die Schustergrube war die Goldmine der Oberwiesenfelder. Sie kamen sich hier wie echte Goldwäscher vor. Nur daß das Geschäft viel dreckiger war. Sobald die Kutscher den Inhalt der Wagen, die grauflüssige, stinkende Masse über den Hang hinuntergeschüttet hatten, stürzten sich die Buben hinein und begannen, knietief im Dreck stehend, den Stoff zu durchwühlen. Sie machten da oft die seltsamsten und manchmal sogar ganz wertvolle Funde. Neben Schussern und Knöpfen waren schon Uhren, Ringe, Geldbörsen und fast immer auch einzelne, auf der Straße verlorene Münzen gefunden worden.

Heute war Vollbetrieb. Sie hätten schon ein paar Schwabinger vertrieben, riefen ihnen die andern zu, die bereits eifrig, mit hochroten Köpfen im Batz wühlten. Zwei Zehnerl wären auch schon hergegangen.

Als nun eben ein neuer Batzwagen um die Ecke bog, und da sich hier eine besonders günstige Stelle zum Schürfen bot, weil der Untergrund fester, weniger steil und von flachen Mulden unterbrochen war, in denen sich schwere Gegenstände leichter verfangen, bestürmten die drei den Kutscher: „Sie Herr, bittschön, lassen's Ihren Batz da abi!“ Welchen Wunsch ihnen der freundliche Mann auch gerne erfüllte. „Wo is er denn her?“ fragte Bembes. „Aus der inneren Stadt!“ – „Au fein!“ – Das war Edelware. In den äußeren Stadtvierteln ging erfahrungsgemäß viel weniger als im stark belebten Zentrum verloren.

Hoffnungsvoll stiegen sie in den Batz hinein, und es dauerte nicht lange, da hatte Hans schon ein Zehnerl gefunden. Reinhard fand eine große, schöne Glaskugel, in der ein weißes Lamm mit Fahne eingeschlossen war. Und dann gingen eine Weile nur Knöpfe, Haarnadeln und ähnliches Gelump her. Endlich spürte auch Bembes etwas Rundliches, Hartes. Er wischte es an seiner Hose ab, damit es sich in seiner ganzen, vollen Schönheit zeige. Begeistert fing er zu tanzen an, bis es ihn fast in den Schlamm haute: „Hurrah! Herrschaftsaxen! I hab' a Markl g'funden!“

Die andern wollten es noch gar nicht glauben. „Erst sehen lassen!“ – „Uih! Da hast aber Schwein g'habt!“

Die Grube stank bestialisch in der heißen Mittagsglut. Aber die Buben störte das nicht, Verbissen und bald bis zum Hals voller Dreck wühlten sie im Unrat. Sie waren ganz still. Ab und zu nur fuhr

einer mit einem Glücksschrei hoch, hielt ein Kupfer- oder ein Nickelstück vor sich hin, worauf die andern um so eifriger zu wühlen begannen. Der Schweiß tropfte ihnen von den Stirnen. Und dann geschah das Unglaubliche, daß dieser heute vom Glück so begünstigte Bembes einen Geldbeutel fand, der vier Mark und fünfzig Pfennige enthielt. Das war ein Geld, Brüder, ein Geld!

Nachdem sich die Erregung gelegt, schrie Bembes großmütig seinen beiden Freunden zu: „Wißt's was? Jetzt geh'n mer in d'Rosenau. I zahl a Maß Bier und jeder derf zwoa Maurerlaibel oder Pfennigmuckl dazu essen!“

Sie stürmten davon. Neidisch sahen ihnen die anderen Buben nach. In einer Wasserlache wuschen sie sich die Füße ab und bald saßen sie im schattigen Wirtshausgarten. Sie fühlten sich wie Männer. Aus der einen Maß wurden drei. Sie redeten immer lauter und sangen alle Lieder, die sie von den Schweren Reitern kannten. Gar zu gern hätten sie noch eine Maß Bier getrunken, aber die Kellnerin gab ihnen keine mehr und sagte: „Jetzt ist's g'nug! Geht's heim und wascht's euch. Ihr Stinker sauft's ja, daß es eine Schand ist!“

Sie zahlten und gingen. Es war dunkel geworden. Merkwürdig schwer und unsicher taumelten sie hinaus, und der Hans sagte: „So a Rausch is fei was Feines! Mir sollten uns viel öfter einen kaufen!“

Am Garteneingang zogen sie sich noch für ein Zehnerl zehn Zigaretten aus dem Automaten. Sie schmeckten ihnen gar nicht.

Aber jeder sagte, daß es pfundig sei. Bis es dem Bembes auf einmal schlecht wurde. Er lehnte sich an den Zaun und übergab sich. Und der Reinhard sagte, das sei gemein, weil er sowas nicht sehen könne und jeht auch speien müsse. Bloß der Hans blieb fest, weil der seine Zigarette heimlich ausgelöscht hatte.

Ein Laternenanzünder, der vorüberkam und hineintrat, sagte zu ihnen, daß sie Mistfackel seien. Und der Hans fragte ihn: „Warum? – Bin i dös vielleicht g’wen?“ Im Grunde war ihnen jett aber alles gleich.

Kleinlaut schlichen sie die Treppe hinauf, und die Anna schlug die Hände zusammen, als sie ihren Zögling sah.

„Um Gotteswillen, wie schaust du denn aus? Du stinkst ja wie ein faules Aas!“

„Anna – hupp – liebe, gute Anna – hupp! Bitte verzeih. I bin in d’schustergruben g’fallen. Aach, mir is sooo schlecht.“

„Dann mach, daß du ins Bett kommst! Aber zuerst gehst du ins Bad!“

Bembes folgte. Er war ganz weich. Er taumelte ins Badezimmer. Das Wasser tat ihm gut. Denn zuletzt hatte er sich wirklich selber fast nimmer riechen können.

Nachher war es wundervoll im Bett zu liegen und wie ein Kranker mit Kamillentee und Wurstbrotten gepflegt zu werden. Die Anna war schon fein. plötzlich fuhr er auf und horchte.

In der oberen Wohnung war ein wohlbekanntes Geräusch zu hören. Reinhard kam zuerst dran und jetzt der Hans. Und er dachte, es is gemein, daß die Väter ihre Buben immer hauen müssen! Und er war froh, daß er augenblicklich keinen hatte.

Die Ranch am Mississippi

Am Rande des Oberwiesenfeldes, weit draußen bei der Moosacher Fasanerie, hatten die Soldaten einen quadratischen Bau mit vielen unverglasten Fenstern und Läden errichtet, der inwendig vollkommen hohl und ohne Raumeinteilung war. Das Dach war nur halb, nur markiert, und um die Fensterreihen lief eine hölzerne Galerie, zu der eine gewöhnliche Leiter hinaufführte. Die Soldaten benützten das Haus zum Verteidigungsspiel. Es war wie ein Burghof, in dem die Buben gerne Feuer machten, an dem sie sich gefangene Fische brieten. Abends, wenn dann der Feuerschein um die hohlen Fenster und Stützbalken flatterte, war es unheimlich schön und romantisch in dem Bau. Die Bankerten hätten zu gerne einmal eine Nacht da draußen verbracht, aber es ging leider der Eltern wegen nicht. Mit so einem Dinge, fanden sie, mußte man noch etwas ganz anderes anfangen können. Und sie wußten schon was,.

Im vergangenen Fasching hatten die Offiziere des Schweren Reiterregimentes eine pfundige Sache gemacht. Sie hatten im Festzug einen schwer bespannten Planwagen mitgeführt, in dem Trapper und weiße Squaws saßen, die von einer Cowboy-Eskorte begleitet und bewacht wurden. Als der Zug dann die Ludwigstraße passierte, war vom Englischen Garten her eine ganze Horde Sioux hervorgebrochen und hatte die Trapper überfallen. Es war auf beiden Seiten richtig geschossen worden. Revolver und Gewehre hatten

gekracht, und die Squaws waren dann entführt worden. Sowas Schönes hatte München noch nie gesehen. Alle Zeitungen waren voll davon gewesen und hatten geschrieben, daß es ihnen gefallen habe und daß es wie echt ausgesehen habe.

Sowas Ähnliches wollten sie nun auch machen. Die Ranch sollte eine Farm im Urwald sein. Es mußten weiße Frauen und alte Sklaven darinnen wohnen, die die Frauen, während die Männer im Urwald waren, zu schützen hatten. Die Sioux aber hatten es schon ausgekundschaftet. Sie sollten die Farm überfallen, die Negersklaven totschießen und die Frauen an den Marterpfahl binden. Weil die Indianer aber alle Farmen anzuzünden pflegten, damit sich die Farmer ärgerten und damit die im Urwald den Rauch sahen und überhaupt wußten, daß daheim etwas los war, wollten sie es mit Schwarzpulver markieren. Es wurde bestimmt eine großartige Sache, und Bembes hatte sie mit seinen Freunden bis in alle Kleinigkeiten durchgesprochen. Später sollten dann die Farmer wiederkommen und die Squaws befreien.

Pulver hatten sie sich auf Umwegen besorgt. Der ältere Bruder des Geringer Seppl, der ein fast ausgelernter Schlosserlehrling beim Maffei war, hatte ihnen für zwei Schachteln Sport ein Pfund Stockpulver und eine Zündschnur besorgt. Sie besaßen aber außerdem noch eine halbe Zigarrenkiste voller Blättchenpulver, das sie von auf dem Oberwiesenfeld gefundenen Patronen gewonnen hatten.

Eine Bombe hatten sie in der Schustergrube schon probiert. Es ging nämlich ganz leicht, Bomben zu machen. Man brauchte nur das gemischte Pulver fest in eine kleine Musterkiste hineindrücken, wieder zunageln und mit dem Bohrer ein Loch für die Zündschnur hineinmachen. Dann mußte man die Bombe im Dreck eingraben.

Das hatten sie also in der Schustergrube getan. Sie hatten die Zündschnur angesteckt und waren davongelaufen. Vielleicht war die Schnur etwas zu lang oder zu feucht gewesen, weil es nicht gleich losgegangen war. Der Hans hatte gerade gesagt: „Es is verreckt! Schauen mer mal nach, warum s' net tut!“ Da gab es einen furchtbaren Krach. Eine dicke Wolke war aufgestiegen und der Dreck war ihnen nur so um die Ohren geflogen. Dann war der Rauch ganz langsam aus der Grube gequollen, Der Reinhard meinte: „Paßt nur auf, in der Ranch is es noch viel feiner, weil der Rauch dort net so schnell davon kann. Und wenn er dann bei den Fenstern und oben am Dach 'naus muß, sieht's aus, als ob's echt brennt. Es is nur schad, daß es die Schwabinger net sehen können. Die täten sich giften!“

Jetzt war man also endlich soweit. Heute nachmittag sollte es lo8gehen. Alles war klar und jeder, der mitmachen durfte, war benachrichtigt worden, Die Buben hatten sich schon lange darauf vorbereitet. Sie hatten sich aus Truthahn- und Hühnerfedern wilden Kopfschmuck geschaffen. An den Gürteln trugen sie Skalps von Puppenhaaren oder auch Haareinlagen, die sie ihren Müttern oder Schwestern gestohlen hatten. Der Mailinger Schorschl hatte sogar

einen echten, langen Zopf von seiner Mutter am Tomahawk hängen. Das sah unglaublich schneidig aus, und er wurde viel beneidet und bekam glänzende Tauschangebote für das Prachtstück. Er durfte es aber nicht hergeben, weil seine Mutter den Zopf am Sonntag immer wieder in die Kirche brauchte.

Die Waffen, die man trug, waren nicht so gefährlich wie bei einer Schlacht. Man sah viel hölzerne Dolche mit Blut vom Feind an der Spitze, Kapselrevolver, Lassos, Speere, Pflederer. Das waren Patronenhülsen, in die man zuerst unten etwas Blättchenpulver legte, dann kamen ein paar Kapseln darauf, auf die man ein rundes, dem Durchmesser entsprechendes Eisenstück legte, das jedoch genügend Spielraum haben mußte. Die Öffnung wurde mit einem handlangen Holzgriff verschlossen. Wenn man dann den Pflederer fest auf den Boden warf, ging die Geschichte los. Der Eisenbolzen schlug auf die Kapseln, und es haute das Holzstück weit hinaus,

Am meisten Mühe hatte es gekostet, Mädchen zu kriegen. Man wollte sie ja sonst nie beim Spielen haben, und deshalb war es sehr schwer gewesen, sie zu bekommen. Sie hätten gerne mehr Squaws gehabt, aber es hatten sich nur drei überreden lassen. Die Geringer Ida, die Minna Lenz und dem Bäcker Fritsch seine Lene. Bembes hatte ihnen zwar gesagt, daß sie so etwas Schönes in ihrem Leben nimmer sehen würden, und daß es eine große Ehre sei, als Squaw am Marterpfahl sterben zu dürfen. Die Ida aber hatte gemeint, daß sie gar nicht sterben wolle, weil es lebendig viel schöner sei. Bis ihr der

Seppl, ihr Bruder, klar gemacht, daß das Ganze doch nur Theater sei. Da hatte sie gefunden, daß sie doch lieber mittun wolle, weil sie schon einmal im Theater in Feldmoching gewesen sei, wo sie den „Ritter Kuno und die Felsenbraut“ gespielt hatten. Sie hatte damals schrecklich weinen müssen. Bembes hatte ihr dann gesagt, daß man das hier auch könne, weil man das Spiel beliebig traurig machen könne. Am Marterpfahl sei es gar nicht so einfach, Held zu sein. Da könne sogar ein Nat Pinkerton oder ein Sherlock Holmes nervös werden. Bloß der Morgan, der nicht, weil der ein Eisenherzhabe. Die Ida hatte dann erklärt, daß sie es lieber mehr gemischt, halb traurig und halb anders gespielt haben wollte.

Nach dem Mittagessen zogen die Buben los. Dreißig Mann stark, eine schreckliche Horde. Sie sahen großartig aus, und viele, die zuerst nichts davon wissen mochten, wollten jetzt mitmachen. Es gab sogar kleine Buben, die deshalb weinten. Aber die Bankerten waren stolz, und Hans sagte zu einem: „Dös tät’ euch jetzt so pass’n, ihr Feiglinge, jetzt, wo ihr seht, daß was zusammengeht. Aber anfangs hat keiner auch nur einen Zweiring fürs Pulver hergeb’n woll’n. Ihr könnt’s uns jetzt hinten frisieren oder a Zehnerl zahl’n!“ Aber das wollten sie auch wieder nicht.

Es war ein festlicher Zug. Die drei Squaws wurden in der Mitte geführt. Sie waren sehr stolz über die Ehre; und die Bankerten trugen je eine Bombe unterm Arm, die verschieden lange Zündschnüre

hatten, damit es spannender würde, und man nicht gleich wußte, wann sie losgingen.

Gegen zwei Uhr, nachdem die Squaws über den weiten Weg schon zu jammern anfangen, kam man endlich vor der Ranch an. Bembes organisierte das Ganze. Zuerst brachte er die Bomben an, eine an der Tür und die anderen unter der Holzverschalung der Galerie. Dann rief er die Häuptlinge zusammen und eröffnete das Palaver:

„Ihr müßt gut aufpassen“, sagte er zu den Mädchen, „ihr seid dabei sehr wichtig. Also – dös ist die blutige Todesranch!“

„Wo denn?“ fragte die Minna. Und der Reinhard sagte: „Geh zu, du Rindvieh, frag doch net so blöd. Dös Haus heißt mer halt so!“

„Uih! Hamm s’ da ein’n ermordet?“

„Stell di doch net so dumm! Dös spielen mir nachher erst! Aber jetzt mußst d’ fein schon deinen Schnabel halten, sonst werd’ i grantig.“

„Also“, fuhr Bembes fort, „dös is also die Ranch des Todes ...“

„Eben hast g’sagt“, fiel ihm die Leni in die Rede, „es sei die blutige Todesranch!“

„Geh, dös is jetzt ganz Wurscht, was dös is. So kommen mir ja net weiter. Jetzt paßt amal auf ... Die Wiesen um d’Ranch sin lauter Maisfelder, und das Fasanhölzl da drüben is der Urwald. Der Bahndamm davor is ein ganz großer Strom, der wo Mississippi heißt. Ihr seid’s die Squaws und müßt am Fenster hocken und Strümpfe

stopfen oder stricken, was ihr grad wollt, und dabei auf eure Sklaven abischauen, die vor euch im Mais drunten so tun, als ob s' arbeiten täten. Und manchmal müßt ihr d'Hand an d'Augen legen und sagen „Ichh weiß gar nicht, was heut mit unseren Männern los ist? Wo sie nur bleiben mögen? Ich fürchte Arges. Gar Verrat!“ Die Ida kann dös am besten, weil s' scho amal in einem richtigen Theater war. Und dann müßt ihr immer mehr Angst kriegen, weil's fast Nacht worden is, wo die Rothäute immer gern zum Überfall kommen.

Auf einmal fällt ein Sklave vor der Farm ganz lautlos um, weil er einen vergifteten Pfeil in den Hals gekriegt hat, und er muß dann röcheln – aber schon so, daß mir's alle noch hören: ‚Ich bin getroffen! Die Sioux kemmen! Alarm!‘ Und die Squaws rennen vor den Fenstern umeinander, und die Sklaven laufen schnell ins Haus, und alles is ganz aufgeregt und schreit: ‚Alarm! d'sioux kemmen!‘

Und die Sioux stürmen die Ranch. Die Squaws werden gefangen g'nommen und an den Marterpfahl gebunden. Und da müßt ihr recht schneidig sein und sagen, daß ihr euch als Farmerfrauen vor dem Tod net fürchtet. Aber die Rothäute glauben's euch net. Wenn ihr dann meint, daß ihr alle schon verloren seid, kommen d'Farmer und retten euch. Aber's Haus brennt dann schon, weil's d'Indianer schon anzünd' hamm.“

„Uih, dös is zünfti! Dös is duft!“ schrien die Buben. „Da wirst schau'n, Leni, wenn d' am Marterpfahl bist!“

„Jetzt fangen mer an!“ schloß Bembes. „Der Hans und der Geringer Seppl führen d’Farmer, und i und der Reinhard sin die Siouxhäuptlinge. Auf geht’s!“

Die Farmer liefen in den Urwald hinüber. Die Sioux schlugen in einem Gebüsch neben dem Mississippi ihr Lager auf. Es klappte alles tadellos. Die Squaws hockten im ersten Stockwerk vor den Fenstern und strickten und stopften an ihren Schürzen herum. Dann standen sie auf und schauten in den Urwald hinüber, vor dem die Sioux bibbernd vor Erregung auf dem Bauche lagen. Die Ida spielte wirklich fein! „Ich weiß gar nicht, was mit mir los is!“ sagte sie. „Wo bloß unsere Männer bleiben?“ Und die Minna schaute die Leni an und seufzte: „Der mei, der Bazi, is allweil so lang aus!“ Dann sagte die Ida wieder stöhnend: „Es ist schon Abend. Ich fürchte Arges. Gar vielleicht Verrat!“

„Los!“ zischte Bembes den Maillinger Schorschel an. „Falkenauge, du nimmst jetzt sechs Krieger und schießt die rädigen Sklavenhunde ab!“

Die Indianer krochen wie Schlangen auf dem Bauch gegen die Sklaven vor. Dann schoß der Maillinger im Liegen seinen Pfeil ab, aber er traf leider nicht. Der Lampl Beni röchelte deshalb nicht und lief gleich in die Farm und schrie: „Alarm! d’sioux sin da! Haut s’, die Teifi!“

Es war jetzt wunderschön, wie die Squaws hin und her liefen, die Hände rangen und schrien: „Oh Gott! Wie schrecklich! Verrat! Mir san verlor'n!“ Noch feiner war es dann, wie der Maillinger mit seinen Kundschaftern aufsprang und mit den Kapselrevolvern und Pflederern das Gefecht begann.

Plötzlich kam ein Cowboy vom Geringer Seppl und sagte: „Meine Häuptlinge lassen sagen, daß mir nimmer mittun, wenn ihr da vorn alles allein machen wollt!“

Bembes, ganz Sioux, antwortete: „Mein weißer Bruder wolle sich noch eine Weile gedulden, indem daß mir gleich zu stürmen anfangen!“ Der Kundschafter aber brachte seine Meldung gar nimmer zurück, er blieb gleich da, weil er fand, daß es bei den Sioux viel interessanter sei als bei den Farmern.

Der Sturm begann. Ein wilder Kampf entspann sich. Es war nur falsch, daß die Toten immer wieder aufstanden, um weiterzuspielen. Dadurch büßte der Kampf viel von seiner Echtheit ein. Man hatte die Squaws an den Marterpfahl gebunden, und Bembes war froh, daß er ihnen vorher nicht gesagt hatte, wie es da ist. Die erste Bombe wurde angezündet. Bembes stand gerade mit rollenden Augen vor der am Geländerpfosten angebundenen Minna und fragte sie, was sie lieber wolle, seinen Wigwam mit ihm teilen oder sterben. Aber die war gar nicht tapfer. Sie stieß mit den Füßen nach ihm und schrie: „Laß mi sofort aus, du Schuft! Du Hund! I hab' dir ja gar nix 'tan!“

Jetzt stürmten die Farmer zur Tür herein, und im gleichen Augenblick ging die Bombe los. Sie krachte ganz fürchterlich. Der Geringer Seppl war gerade daneben gestanden, und es hatte ihn fast

an die Wand gehauen. Er war ganz schwarz im Gesicht und schrie herauf: „Dös is a Feigheit!“ Mancher Farmer weinte. Und wie der Geringer gerade wieder was schreien wollte – man sah ihn kaum vor lauter Qualm –, ging die zweite Bombe los, und es fielen viele Ziegel auf ihn hinauf. Jetzt wurde es richtig wild. Alles war voll Rauch. Und weil die Farmer fast alle schon geflohen waren, sagte Bembes zum Reinhard: „Du, i glaub', sie sin doch a bissl z'stark worden?“ Aber da war es schon zu spät. Es war die stärkste Bombe, die da losging. Man hörte nur noch schreien und weinen. Irgendwo aus dem Rauch brüllte der Hans herauf: „Wartet nur, ihr Schufte, wie mir euch verhau'n!“ Da war es klar, daß das Spiel kaputt gegangen war an der Feigheit der anderen.

Der Rauch hörte gar nimmer auf, und es roch jetzt auch ganz anders. Die Squaws schrien und heulten so furchtbar, daß man sie losmachen mußte. Drunten in der Türee sah Bembes plötzlich was Rotes. Der Reinhard sagte: „Du, 's brennt auf echt!“

Und sie sagten zu den Mädchen, die heulend, wie eine Schar Hühner in der Ecke standen: „Macht, daß ihr runterkommt!“ Aber die trauten sich nicht. Bis der Reinhard drohte: „Dann müßt's halt verkohl'n, ihr Gäns, ihr saudummen!“ Die Fritsch Leni stieg endlich als erste hinunter, und dann kamen die andern, und dabei schrien sie immer: „Uihiuhiuih!“, wenn sie nicht gerade husten mußten, denn es war ein sehr dicker Qualm im Haus. Bembes verstand gar nicht, wie dies möglich war. Als die Mädels weit genug weg waren, schrie

die Leni rüber: „Ihr Saubankerten, ihr elendigen! Dös garantier i euch, daß euch mein Vater halb tot haut, wenn er euch derwischt!“

Das Feuer knisterte lauter. Der Rauch quoll hoch, und Bembes meinte nachdenflich: „Es is schon zu dumm, daß der Mississippi bloß a Bahndamm is, sonst könnten mir das Feuer mit ihm löschen!“

Als die letzten rutschten sie die Leiter hinab, dann liefen sie schnell davon. Die andern waren alle bereits weit fort, weil sie Angst vor dem Erwischtwerden hatten. Nach ein paar Kilometer Dauerlauf sahen sie sich erst wieder um.

„I hätt wirklich net denkt, daß ein paar kleine Bomberl so a großes Feuer machen könnten!“ meinte Bembes. Und der Reinhard sagtet „Es raucht allweil noch. I versteh’ gar net, warum?!“ Dann liefen. sie in einem Zug durch bis zum Würmkanal.

Die Mädchen hockten dort am Bachrand, und die Fritsch Leni schimpfte wieder laut und greinte: Was sie gesagt, das wüßte sie gewiß, nämlich daß ihr Vater sie gründlich verhaue. Und sie sagte auch, daß ihr neues Musselinkleid jetzt hin wäre, und daß sie es zahlen müßten.

Die beiden Bankerten sagten gar nichts. Sie schauten stur auf die Farm, wo der Rauch allmählich dünner wurde. Nach einer Weile kam der Hans dazu, der sich im Bach den Dreck abgewaschen hatte. Er wollte gar nimmer raufen und meinte nur, daß es eine große Gemeinheit gewesen sei, sie so in die Bombe hineinlaufen zu lassen.

Bembes sagte ihm dann, daß es seine eigene Schuld gewesen sei, weil sie es nicht hätten abwarten wollen. Der Hans meinte dann, er müsse ihm die Transvaal-Zwei-Penny, die er doppelt habe, dafür geben. Bembes versprach sie ihm. Und dann fragte er ihn, ob er vielleicht gesehen hätte, wie es den Geringer Seppl hingehaut habe. Der Hans machte es dann vor, wie es gewesen, und sie mußten so furchtbar darüber lachen, daß ihnen die Tränen kamen. Sie schauten dabei immer wieder zur Farm zurück, aus der jetzt kein Rauch mehr kam. „Entweder is es ausg'gangen, weil kein Holz mehr drinn' is“, meinte der Reinhard, „oder es is an sich selber erstickt!“

Zwei Tage später auf dem Weg ins Moos kamen sie wieder an der Ranch vorbei. Sie war nicht abgebrannt. Im Erdgeschoß waren alle Bretter verkohlt, aber bis in das erste Stockwerk hatten die Flammen nicht reichen können.

Der Geringer Seppl war schwerer zu beschwichtigen gewesen. Bembes wußte aber, wo daheim der Honig stand. Er schenkte ihm ein Glas voll, weil sie doch so viel davon hatten, und es gar nicht auffiel. Also war alles wieder einmal gut hinausgegangen, bis auf die Geschichte mit dem Bäckermeister Fritsch.

Die Verschwörung

Sie hatten nicht geglaubt, daß der Fritsch einen von ihnen erwische. Aber Reinhard hatte Pech gehabt. Er hatte den Geringer Seppl, der in Fritsch's Haus wohnte, besuchen wollen, und dabei war es geschehen. An dem Unglück war nur das eiserne Treppengeländer schuld gewesen, weil es so komische Muster hatte. In der Mitte jeder Abteilung war nämlich eine Vase, aus der drei schmiedeeiserne Rosen guckten, und zwischen den drei Rosen war ein kleiner Zwischenraum. Reinhard hatte die Gewohnheit, jedesmal wenn er daran vorbei kam, da hindurch zu spucken. Es war halt so eine Art Zielübung, wie sie sie oft aus Langeweile machten, wenn Fliegen an der Wand krabbelten. Das war auch so ein Spiel von ihnen. Sie pflegten an die Mauer etwas Käse zu schmieren, und darum herum machten sie einen Kreis. In den Kreis durfte nicht geschossen werden. Sobald aber die Fliege aus dem Kreis herauskrabbelte, durfte man spucken. Wenn man eine gute Spucke hatte, und sie fest durch die Zähne drückte, ging es wie geschleudert hin, und die Fliege fiel herab. Wer die meisten getroffen hatte, hatte dann gewonnen. Der Hans spuckte am besten, weil er eine sehr schöne Zahnlücke hatte, durch die er besser zielen konnte.

Reinhard hatte also auch nur so eine Zielübung machen wollen und sich gar nichts dabei gedacht. Anscheinend war es aber woanders hingegangen, weil der schielende Bädergeselle vom Fritsch

hineingelaufen war und gesagt hatte, der Reinhard hätte ihm auf die Laibel gespuckt, die er zum Kühlen in den Gang gelegt habe. Da war der Fritsch herausgestürzt und hatte geschrien: „Wart’ nur, du Mistbankert, du verreckter! Dir werd’ i aufs Brot speien! Dösmal kimmst mir aber nimmer aus!“ Der Reinhard aber hatte sich gedacht, erst mußst du mich haben, und war in den vierten Stock hinaufgelaufen, weil dort die Mutter Geringer immer ihre Wäsche trocknete, die sie für die besseren Leute wusch. Und er hätte auch nie und nimmer den Fritsch getrazt und „Loawitoaghutscher“ hinuntergeschrien, wenn er gewußt hätte, daß die Speichertür nicht offen war. Den er wäre dann vom Speicher auf das Dach hinausgeklettert und an der Brandmauer in das andere Haus hinüber gestiegen. Der Fritsch hätte sich das nie getraut. Es war also leider nicht so gewesen, und der Fritsch hatte ihn vor der verschlossenen Tür erwischt und fürchterlich verhauen, obwohl er geschrien hatte, daß er bloß durch die Blumen und nicht auf das Brot habe spucken wollen. Der Fritsch wollte es gar nicht hören. Er hatte ihn zwischen die Knie genommen und dazu geschrien; „Euch Hundsbankerten, euch kann man ja gar net gnug hau’n, weil ihr alleweil schon wieder was Neu’s aus’fressen habt!“ Und er hatte erst aufgehört, als ihn der Reinhard mit aller Kraft in den Hintern gebissen hatte.

Reinhard war dann in das andere Stockwerk hinunter gegangen, wo die Frau Geringer schon die Tür aufgemacht hatte, damit er hineinkonnte. Und sie war sehr nett zu ihm gewesen und hatte

gesagt: „Hat er di g’schlag’n, der Blutsauger, der verreckte? So is es – die kleinen Leut’ schindet er, und an die Großen traut er sich net hin, der Pfundshammi, der ausg’schamte!“

Er hatte beim Mittagessen dableiben dürfen und Kutteln gekriegt. Der Geringer Seppl hatte ihm dann erzählt, daß der Fritsch die ganze Zeit von ihnen Miete wolle und viel zu viel verlange, und das immer, wenn sie grad kein Geld hätten. Die Mutter müsse oft weinen deshalb und weil sie lungenkrank sei. Jetzt hätte er sie gesteigert, obwohl sie die letzte Miete noch nicht bezahlt hätten, was doch das beste Zeichen dafür sei, daß sie nicht mehr zahlen könnten. Sein Vater – der bei Maffei Eisendreher war – könne gar nicht so viel verdienen, wie der Fritsch wolle, Und wenn er abends das Bier hole, die lumpigen Dreiquartel, dann gucke der Fritsch oft heraus und schimpfe und sage: „Saufen können s’, die roten Brüder. Aber Miete wollen s’ keine zahl’n!“ Sein Vater sage immer, das sei bloß Neid, der Fritsch möchte am liebsten alles allein saufen, und wenn es nach ihm ginge, müßten die kleinen Leute vom Dreck leben oder besser noch – verrecken! Aber das Bier habe auch seinen Nährwert, da sei mehr Kraft drin als in den Laibeln vom Fritsch, die nur lauter Löcher wären, um die ein bissl Mehl herumgebacken sei.

Der Reinhard hatte dem Bembes alles genau erzählt, und sie waren sehr wütend geworden und hatten eine Morganaten-Versammlung einberufen, bei der sehr viel herausgekommen war. Denn den Fritsch

mochte keiner leiden. Es wurde beschlossen, daß man sich gegen ihn verschwören müsse, bis es anders geworden sei.

Wenn einer jetzt Brot holen mußte, holte er es beim Schrumpf in der Schleißheimer Straße. Und wer ein Geld für Gutseln, ein Fünferl für Zopf oder Warschauer Brot übrig hatte, durfte es nimmer zum Fritsch tragen, weil er sonst als Verräter behandelt wurde. Die Frühstücksbüchel, die morgens an den Türklinken hingen, sollten von nun an umgetauscht werden. Dann bekamen die armen Leute das feine und die besseren, die sich sowieso mehr kaufen konnten, das schlechtere Brot. Und die unten würden sich ärgern, während sich die droben recht freuen würden. Abgesehen davon würde es einen Mordskrach geben, und dem Fritsch würde es stinkend heiß eingehen ...

Ein paar Tage später sagte der Geringer Seppel, daß die Rache schon geglückt sei. Beim Fritsch drunten sei alle Tage Krach, und es ginge jeden Morgen wie in einem Irrenhaus zu. Er hätte selber gehört, wie Bullingers im zweiten Stock das Brot abbestellt hätten. Der Fritsch habe sich entschuldigt und gesagt, daß er nichts dafür könne. Von nun an würde geschellt werden, und dann sollten die Leute das Brot selber in Empfang nehmen. Daran seien nur die verfluchten Sozis schuld, hätte er gesagt. Und jetzt ginge er zur Polizei, damit man sie alle miteinander einsperre, denn es wäre eine glatte Verschwörung gegen ihn. Es half ihm aber alles nichts. Die Polizei wollte nicht aufs Brot aufpassen. Und die Leute waren zu faul,

die Türen schnell aufzumachen, Bis sie kamen waren die Beutel meistens schon vertauscht. Ein paarmal wäre es aber fast schief gegangen. Die Leute schimpften immer fester über ihn.

Der Fritsch hatte auch Tauben. Ganz große mit dicken Kröpfen, auf die er sehr stolz war, und andere, die auch ganz komisch aussahen. Der Geringer hatte einmal gesagt, daß sie von dem Weizen, den Fritsch verfüttere, glatt leben könnten.

Einmal als Bembes beim Geringer zu Besuch war, und als sie vom Dachfenster aus mit dem Luftgewehr Spatzen abgeschossen hatten, kamen auch die Tauben dazu. Eine ganz großkropfige setzte sich in die Nähe hin, und auf einmal fiel sie um und kullerte in die Dachrinne hinab. Bembes hatte gedacht, es mache ihr nichts. Aber sie war maustot. Dann versuchten sie es am Kopf. Aber die mit dem Kopfschuß zappelten furchtbar und wären fast aus der Dachrinne heraus und in den Hof hinunter gefallen, wodurch es der Fritsch dann gemerkt hätte. Deshalb schossen sie wieder lieber in die Brust, wenn eine kam. Nur wenn man die Flügel traf, patschte es laut und sie kamen meistens wieder davon.

„Was mach’n mer jetzt mit den Taub’n?“ fragte der Geringer Seppl, „wenn s’ der Fritsch sucht und in der Dachrinne findet, weiß er’s gleich und zeigt uns an!“ Bembes sagte, daß man sie halt holen müsse. Der Seppl ließ ihn dann an einem Waschseil auf die Dachrinne hinunter, und er holte die vier Tauben. Es war sehr

spannend, bloß durfte man nicht lange hinunterschauen, weil man sonst fast schwindelig wurde.

Inzwischen war der Vater vom Geringer heimgekommen. Zuerst schimpfte er sie recht. Dann nahm er ihnen die Tauben weg und sagte, daß sie nicht im Haus bleiben dürften. Er wolle sie später wegtragen, aber sie sollten ja nichts davon erzählen. Bembes durfte dann zum Essen dableiben und es gab Schwammerlsuppe und Lungenhaschee vom Pferd. Kuheuter wäre ihm lieber gewesen, aber das gab es beim Meßger nicht immer. Es schmeckte großartig.

Der alte Geringer hatte die Tauben nicht weggeschmissen, weil der Seppl sich am andern Tag versprach und sagte, daß sie heut so ein feines Essen gehabt hätten. Der Fritsch dagegen hatte recht gejammert und zur Frau Staudinger beim Brotholen gesagt, daß ihm seine Lieblingstauben abgingen. Abends stand er immer auf dem Hof und machte: „Bui, bui, bui, bui, bui!“ Aber die Tauben kamen nimmer, und es dauerte eine ganze Zeit, bis er es glaubte.

Die Fritschin hatte auch einen Schnauzerl, der Bürscherl hieß. Es war ein gräßliches Vieh, das immer nach einem schnappte, wenn man an der Backstube vorbei wollte, Die Fritschin meinte, daß er so gescheit wie ein Mensch sei. Er war aber bloß dumm. Wenn man ihm vom Schustergarten herüber, wo man durch die Latten zielen konnte, eines auf den Stummelschwanz schoß, lief er wie verrückt im Kreise herum und knabberte daran, als ob er Flöhe hätte. Er kam nie darauf, daß Flöhe gar nicht so arg beißen können.

Der schiefäugige Bäckergerelle hatte auch nichts mehr zu lachen. Oft, wenn er seinen Maßkrug in den Schatten des Backstubenfensters gestellt hatte, war er zerschossen, wenn er ihn wieder holen wollte. Dann kam er herauf und schimpfte ganz furchtbar, weil er Durst hatte. Dabei schaute er immer aufs Gangfenster hinüber, weil er gar nicht auf die Idee kam, daß ein Luftgewehr so weit ging. Aber das Luftgewehr war halt gut.

Eines Mittags sagte die Anna, daß die Eltern geschrieben hätten, daß sie noch einen kleinen Abstecher in die Schweiz machen wollten. Und die Mutter hätte gemeint, weil er sich bisher so brav gehalten habe, solle er nun auch etwas mehr Freiheit haben. Die Anna sagte, er habe ja ohnehin mehr Freiheit als je, viel mehr, als die Eltern wissen dürften, aber sie habe ihm zum Trost, weil er nicht mit in die Schweiz durfte, einen großen Zwetschgendatschi gebacken. Sie mache gerade Gesälz ein, weshalb sie nicht vom Feuer wegdürfe und sie sagte zu ihm, daß er ihn holen solle.

Bembes tat es gar nicht gern, weil es doch verboten war. Aber dann sagte er sich, daß er den Datschi ja nicht selbst hinuntergebracht habe, und daß man ihn auch holen müsse, wenn er dort sei, weil er sonst kaputt ginge, und weil er außerdem sein Leibgericht sei. Also ging er.

Die Fritschin war sehr freundlich. Sie hatte geseufzt und gesagt, daß es sie freue, ihn wieder einmal zu sehen. Es sei ihr schon aufgefallen, daß er keinen Zopf mehr bei ihr gekauft habe, und das

Warschauer Brot, von dem er doch immer so gern gegessen habe, bliebe jetzt oft auch liegen, Ob es ihm denn nimmer geschmeckt habe?

Er hatte geantwortet, daß ihm Zwetschgendatschi lieber sei und ob ihr Warschauer Brot nimmer so gut wäre, daß es vielleicht daran liege.

„Oh!“ hatte sie gesagt, „es ist viel besser noch als früher. Wir geben uns doch die größte Mühe und tun die besten frischen Sachen hinein!“ Dann hatte sie schnell eine Scheibe heruntergeschnitten und sie ihm angeboten. Es war ihm aber die Abmachung eingefallen, und er hatte gesagt, daß er nicht davon essen dürfe.

Dann hatte sie wieder geseufzt und gemeint: „Warum dürfen Sie denn nicht?“ Und ob er auch schon verhetzt worden sei? Sie hatte ganz traurig dabei ausgesehen, so daß er richtig Mitleid mit ihr bekommen hatte.

„Wir wissen gar nimmer, was wir tun sollen!“ Bombes hatte nur mit den Schultern gezuckt und gemeint, daß ihr Mann vielleicht zu tyrannisch sei, und daß die armen Leute alle sagten, daß er ein Blutsauger wäre. Außerdem schlug er alle Buben, wo er sie nur erwische. Und das sei kein Kunststück für einen so starken Mann.

Sie hatte gestöhnt und geantwortet: „Mein Gott, er ist halt ein bissl heftig. Das ist ja auch nicht zu verwundern, wenn man einem so zusetzt. Die besseren Leute sind ja viel vernünftiger in dieser

Hinsicht, sonst würde ich das auch gar nicht zu Ihnen sagen. Aber was die Sozialdemokraten sind, das sind die reinsten Verbrecher, die uns am liebsten zu Tod hetzen täten. Finden Sie das nicht auch?“

„I kenn’ den Geheimbund net“, hatte er geantwortet. „Es gibt ja so viele. Aber es wär’ bestimmt besser, wenn Ihr Mann die armen Leut’ net so furchtbar steigern tät, daß sie gar nimmer wissen, wo sie dös viele Geld hernehmen sollen.“

Ob er das wirklich glaube, daß ein Geheimbund dahinter sei? hatte sie aufgehorcht. Freilich, anders wäre es ja auch kaum zu verstehen gewesen. Aber sie müßten halt auch ihre Steuern und Abgaben entrichten, und sie hätten soviel Reparaturen und anderes, daß fast gar nichts für sie herausschaue. Die kleinen Leute täten sich da eben gar keinen Begriff davon machen.

Bembes hatte bei sich gedacht, daß es gut sei, daß es auch noch andere Geheimbünde gäbe, weil man da nicht wußte, welcher es gerade war. Und er hatte gefunden, daß es sehr interessant sein müsse, bei den Sozialdemokraten zu sein, wenn die Leute so Angst davor haben. Vielleicht war es eine Art Maffia?

Zum Schluß hatte er ihr gesagt, daß er jetzt gehen müsse wegen dem warmen Zwetschgendatschi, und sie glaube vielleicht nicht, wie die armen Leute oft Hunger hätten. Und wenn sie ein Bier trinken würden, müsse man auch bedenken, daß es sehr nahrhaft sei. Fast so nahrhaft wie Brot.

Die Fritschin hatte die ganze Zeit „Sie“ zu ihm gesagt. Wahrscheinlich kam es daher, weil sie meinte, daß er mit den Sozialdemokraten verkehre. Sie hatte zuletzt ganz furchtbar geseufzt, daß es ihm ins Herz schnitt, und gemeint: „Ich sehe schon, Sie sind auch bereits verhetzt. Grüßen Sie das Fräulein Anna allerschönstens von mir. Jetzt werden ja die Eltern bald wieder zurückkommen.“ Und während sie so gesprochen hatte sie ihn ganz rührend angeschaut und eine Menge Puderzucker auf den Datschi gestreut. Er hatte dann bloß „Ja“ gesagt und war schnell gegangen.

Am andern Tag erzählte ihm der Geringer, daß der Fritsch dagewesen sei und gesagt habe, daß er die Steigerung zurücknehme. Und Bembes hatte gemeint: „Sie sind jetzt butterweich. Also wollen mir die Verschwörung zurücknehmen!“ Und er ließ es allen Morganaten sagen.

Die Buben kauften wieder ihren Zopf beim Fritsch. Man bekam riesengroße Stücke mit viel Staubzucker drauf. Das Warschauer war auch noch nie so gut gewesen. Aber bald war alles wieder wie früher.

Der Hartschier

Die Anna hatte jetzt einen Hartschier. Bembes war durch Zufall dahinter gekommen. Der Gärtner Schuster hatte ihn am Sonntagmorgen auf seinen Gemüsegewagen aufsitzen lassen, und dann war er mit ihm gleich auf den Viktualienmarkt hineingefahren, weil er dort einen Stand hatte, wo er seine Sachen verkaufte. Der Schuster gab ihm dann ein Zehnerl, weil er ihm geholfen hatte, die leeren Körbe zu tragen und den Stand sauber zu machen, und dann war er in den „Soller“ gegangen.

Das ist eine Wirtschaft im Tal, wo gern gerauft wird und viele Lukis verkehren. Der Schuster hatte ihn leider nicht mitgenommen, und so war er dann auf den Hasenmarkt hinüber gegangen und hatte sich dort alles angeschaut. Schließlich hatte er sich bei den Kuttelmezzgern am Wurststand für das Zehnerl zwei Dünngeselchte geben lassen. Wie er so schaute und dachte, daß die Dünnen am Schluß leider immer noch besser als am Anfang schmeckten, kam ein großer Hartschier von der Leibwache des Prinzregenten vorbei, Er war mindestens zwei Meter lang und hatte einen blitzenden Kürassierhelm auf. Er trug hohe, glänzende Stulpenstiefel, die bis über die Knie reichten, und einen blauen Rock mit weißen Schnüren. Er sah einfach pfundig aus, Und wie er so dagestanden und mit den Leuten den Hartschier angeschaut hatte, war auf einmal eine Dame gekommen, und der Hartschier war auf sie zugegangen und hatte sie

begrüßt. Und er hatte seinen Augen nicht getraut – weil es Anna war! Sie hatte einen ganz roten Kopf gekriegt vor allen Leuten, und dann waren die beiden zusammen in die Ledererstraße gegangen und im Haus vom Konditor Schmid verschwunden. Die Anna hatte sehr fein ausgeschaut. Sie hatte ein neues, rotes Kleid angehabt, und in der einen Hand trug sie einen roten Ridikül mit blauen Fransen, und in der anderen einen Sonnenschirm mit einer Glaskugel dran als Griff. Bombes war ihnen nachgegangen, weil er gedacht hatte, vielleicht sehen sie mich, und dann gibt sie mir vielleicht ein Zehnerl für ein Paar andere Dünne. Und der Hartschier schenkt mir vielleicht auch noch eins, daß es mindestens vier Dünne gibt. Aber sie bemerkten ihn gar nicht. Einmal war ein Offizier vorbeigekommen, da hatte der Hartschier herübergeschaut und Salut machen müssen. Aber die Anna hatte dummerweise weggeschaut, weil sie sich vor dem Offizier genierte, und der Hartschier schaute ihn gar nicht an, obgleich er sehr freundlich hinübergezwinkert hatte.

Er verstand jetzt schon, warum sie sonntags immer Schnitzel oder etwas, das schnell fertig wurde, machte und bloß Salat dazu.

Beim Mittagessen hatte er ihr dann gesagt, daß er schon wisse, warum sie sonntags so schnell koche. „Warum?“ hatte sie gefragt und gleich selber geantwortet: „Weil es halt so umständlich ist, und die Frauenkirche so weit ist. Aber es ist eben dort viel schöner als in der Josephskirche.“

„Ja“, hatte er geantwortet, „aber am allerschönsten ist es doch bei einem Hartschier!“

Da war sie herumgefahren und hatte Tränen in die Augen gekriegt und hatte gesagt? „O Gott! Du schlechter Bub! Hast du mir nachspioniert?“

„Nein! Sowas tu i net!“ hatte er gesagt. Und dann hatte er erklärt, wieso es gekommen sei, daß er sie gesehen habe. „Aber er is pfundig! Hat er Muskeln? Bring ihn doch mal mit, i möcht gern mal seinen Säbel anschau’n und das Ding, was vorn am Helm so blitzt. Alle Leute hamm euch nachg’schaut!“

Die Anna hatte ihm dann alles erzählt. Sie war sehr stolz auf ihren Hartschier und sagte, daß sie ihn bei ihrem Schwager, dem Konditor Schmid in der Ledererstraße, kennengelernt habe, wo sie sonntags oft sei. Dem Hartschier seine Frau sei gestorben und hätte ein reizendes Mäderl hinterlassen, und deshalb wolle er bald wieder heiraten, damit die kleine Betty eine Mutter habe. Und er möchte sie bald haben. Sie fing dann zu weinen an und schluchzte, da sie sich’s der Mutter gar nicht zu sagen traue.

Da war er auch sehr traurig geworden und hatte gesagt: „Wegen dem Kind brauchst du ihn doch net z’heiraten! Es geht dich ja gar nix an! Er soll es einer andern geben. Und wer soll dann vielleicht bei uns sein? Meinst du vielleicht, daß mir eine andere mögen? Eine, die wo einen net versteht und alles verpfeift, was man macht, und die

schlecht kocht und sich ärgert, wenn die Pepi auf den Küchentisch macht, oder wenn mir ein Vieh auskommt und in der Wohnung rumläuft? Und dann tät s' vielleicht Erbsen, Bohnen oder Linsen kochen, was i doch alles net mag, Mir geben dich einfach net her!“

Die Anna hatte daraufhin nur lauter geweint und gesagt, daß es ja gerade deshalb so weh täte. Bisher habe sie nicht gewußt, was Liebe sei. Erst bei dem Hartschier. Und wer liebe, müsse opfern. Und das Kind müsse eine gute Mutter haben. Diesmal sei es wirklich ernst.

Da hatte er getobt und geschrien: „Dann soll deinen dreckigen Hartschier der Teufel holen! Bring ihn lieber gar net her. I mag ihn gar net sehen, Der is groß genug, daß er selber für sein Kind sorgen und es ernähren kann. Zuwas hat er überhaupt eines?“

Zuletzt hatten sie laut zusammen geweint. Und die Anna hatte gesagt, sie hätte immer schon gewußt, daß es einmal so käme. Und die Kartenlegerin hätte ihr auch gesagt, daß über kurzem ein hoher Herr über sie käme. Gegen die Liebe sei eben kein Kraut gewachsen, das müsse sie nun am eigenen Leib erfahren. Er sei ein feiner Herr und könne sogar Gedichte machen. Eines sei ganz wunderbar, wie ein Blumenbeet, weil Rosen, Tulpen, Nelken und Vergißmeinnicht drin vorkämen. Er müsse es einmal lesen. Aber Bembes wollte nicht. Er erklärte ihr, daß er Botanik nicht leiden möge, weil er das mit den vielen Staubfäden, Korb- und Lippenblütlern schon lange satt habe. „Wenn der Hartschier ein Mann wär', tät er von Räubern oder Soldaten oder wenigstens von Viechern dichten, aber net von so

einem kindischen Zeug. I könnt' ihn totschießen, deinen blöden Hartschier!“ Und die Anna hatte darauf laut hinausgeheult.

„Er ist ein seelenguter Mensch!“ hatte sie geschrien. „Und du darfst ihn nicht so beleidigen, sonst geh ich sofort aus dem Haus! Und er spricht so nett von dir. Wir haben schon gesagt, wenn wir unseren Laden aufmachen – er kauft mir einen Zigarrenladen, weil der Prinzregent ihm nicht so viel Geld geben kann, daß wir beide davon leben können – dann darfst du uns besuchen und so viel leere Schachteln mitnehmen, als du nur willst. Und jedesmal, wenn du in die Stadt gekommen wärest, hättest du dir bei meinem Schwager ein Warschauerbrot oder sonst was Gutes mitnehmen dürfen.“

Bembes hatte zuerst gesagt, daß er sich nichts daraus mache. Dann fragte er vorsichtig, ob es eine gute Konditorei sei, eine, die wo Kuchenabfälle und viel Gewürz und Rosinen ins Warschauer hineintut und nicht altes Hausbrot und gezuckerte Semmeln?

„Er ist direkt berühmt, der Schmid“, hatte die Anna geantwortet. „Er wird bestimmt noch einmal Hoflieferant, wie der Seidl,“

„Dös is dann das einzig Gute an deiner Verwandtschaft“, hatte Bembes bitter gemeint. „Aber wenn sein Warschauer nix is, dann will i ihn auch gar net kennenlernen!“

Und die Anna hatte ihn geküßt und gesagt, daß es rührend sei, wie sehr er an ihr hinge, und daß sie ihn nie in ihrem Leben vergessen würde. Es sei so schön bei ihnen gewesen. Und sie hätte sich wie ein

Kind im Elternhaus gefühlt. Und wenn sie sich vorstelle, daß dies alles vorbei sei, und daß sie morgens nimmer ins Wohnzimmer hineinkäme, wo es noch nach dem Vater seiner Zigarre röche, und wo der Tloi herumläuft, und die Mutter zu ihr sagte: „Anna, du siehst nicht gut aus! Hast du heut nacht schlecht geschlafen?“ – „Ach, es ist gar nicht auszudenken! Es ist furchtbar!“ Und dann hatten sie wieder laut zusammen geheult, weil sie es sich noch gar nicht so richtig vorgestellt hatten.

Es war ein arg trauriger Sonntag gewesen. Abends hatte die Anna ein großes Omelette soufflée gemacht, weil sie das beide gerne mochten, Und sie hatte ihm versprochen, die Heirat so lange als möglich hinauszuschieben.

Der geheimnisvolle Schuppen

Vor dem Häuserblock an der Hohenzollernstraße war ein neuer Lagerplatz errichtet worden. Er hatte keinen Lattenzaun, wie es sonst üblich war, sondern lauter Planken, durch die man nicht durchschauen konnte. Die Bankerten waren gleich hinaufgeklettert und hatten hineingeschaut, erstens weil eine Tafel da war, wo „Warnung vor dem Hunde!“ – den sie gerne gesehen hätten – draufstand und dann – halt so. Es war aber ein Schwindel, weil gar kein Hund drinnen war. Man sah auch sonst nicht viel, einen Haufen Baugerümpel und einen langen Schuppen, dessen Tür mit einem Vorhängeschloß versehen war. Und sie verstanden nicht, weshalb man um so ein Gelump herum einen so guten Zaun machte.

Nachmittags hatten sie in der Schwabinger Kiesgrube Alteisen gesucht, weil sie gerne ein Geld gehabt hätten und wieder einmal recht knapp waren. Und auch weil an der Ecke der Hohenzollernstraße ein neuer Eismann standelte, der einem ganz große Portionen gab. Sie hatten schon ein paar Pfund Eisen beisammen, aber da kam der Fliegenkas mit anderen Buben dazu, und sie mußten davonlaufen, weil es eine Schwabinger Grube und der Feind in der Überzahl war.

Nachdem sie einen guten Vorsprung hatten, bogen sie schnell um die Ecke und sprangen über den neuen Zaun. Dann schauten sie durch die Ritzen, was die andern machten. Die aber liefen pfeilgerad

an ihnen vorbei und kehrten bald wieder um, wahrscheinlich weil sie sich dachten, daß sie sie nimmer erwischten, oder weil sie sich nicht so nah an die Oberwiesenfelder Grenze trauten. Sie hatten ganz genau beobachtet, wer alles dabei gewesen war. „Der Bielinger war dabei und der Schlanse“, sagte Bembes. „Die erwisch i schon wieder, wenn d’schul’ angeht!“

„Und i hau den Geimler! Der Schuft hat bei uns nix z’suchen!“ meinte der Hans. Der Reinhard versprach, in beiden Fällen fest mitwirken zu wollen.

Der Beutezug in die feindlichen Gruben war also mißglückt, Und weil sie nun einmal da waren, begannen sie den Lagerplatz genauer zu untersuchen. Es zeigte sich bald, daß er viel besser war, als man gedacht. Unter dem Gerümpel lagen eine Menge Alteisenstücke, Klampen, Rohre, Rundeisen, Träger, es war sogar ein Bleirohr dabei. Von dem Erlös konnten sie sich jeder einen Waffelbruch und viermal Gefrorenes kaufen.

Am andern Tag gingen sie wieder auf den Lagerplatz. Sie fanden noch allerhand Brauchbares, und als Bembes einmal seine Nase an das Fenster des Schuppens drückte, schrie er auf vor lauter Entzücken. „Da schaut’s her, da sin lauter bleigefasste Butzenscheiben drin! Herrschaftsaxen nomal. Dös Blei, wenn mir hätt’n, da kriegten mir ein Geld!“

Der Schuppen war, wie gesagt, verschlossen. Aber der Balken, an dem die Haften saßen, war ganz morsch; man konnte sie mit wenig Kraft herausziehen. Es war keine ganz saubere Sache, die sie da machten, und sie fühlten sich auch nicht recht wohl dabei. Keiner wollte recht heran, bis sich Bembes endlich resolut durch den Türspalt schob.

In dem einfenstrigen Raum herrschte eine trübe Dämmerung. Durch den schmalen Spalt kam nur wenig Licht herein und überall, wie graue Netze und Säcke, hingen Spinnweben. Die Bankerten, die den Anblick von altem Baugerümpel erwartet hatten, blieben betroffen stehen. Das war das reinste Panoptikum!

Auf langen Wandregalen standen da verstaubte Gläser mit halbeingetrockneten medizinischen Präparaten. Es roch säuerlich und muffig, wie nach alten Kinderbetten. Auf einem Tisch bei der Türe lag eine in viele Fächer eingeteilte Schublade, in der eine Menge kleiner, dickverstaubter Porzellanschüsselchen waren. Bembes nahm eines heraus und schmiß es schnell wieder weg: „Augen!“ flüsterte er, angeekelt. Und tatsächlich, die ganze Schublade war voller künstlicher Augen. Es dauerte eine ganze Weile, bis sie sich tiefer in den Raum wagten.

Eine Kiste stand am Boden. „Bücher!“ – „Lateinische!“ – „So a Dreck!“ In einer Glasvitrine stand die Ruine eines Tierskelettes, und dann kamen endlich die Butzenscheiben: „Uh! Dös gäb’ ein Geld!“ aber keiner getraute sich zuzugreifen.

War die Luft daran schuld? Es roch so beklemmend hier. Jeder hatte Angst und wollte es dem andern nur nicht zeigen. Wem mochten bloß all die seltsamen Dinge gehören? Und ihre mit allerhand Schundliteratur gemästete Phantasie ließ sie das Schlimmste befürchten. Was nun, wenn hier ein verbrecherischer Magus wohnte? Wenn man in eine Falle geraten war? Verflucht noch einmal, hockte da nicht eine Schlange in dem Glas? „Pfui Teufel!“ meinte der Hans. Es würgte ihn im Halse, bis Bembes endlich das richtige Manneswort fand: „Dös wenn der Gruber sehen tät, glaubst’s, der macht’ gleich in d’Hosen vor lauter Angst!“ Sie lachten, es sollte schneidig klingen, aber es war das reinste Gemecker.

Ihre Augen hatten sich nun besser an das Dämmrige gewöhnt, und sie gewahrten, daß sie vor einem langen Tisch standen, der mit einem groben, mottenzerfressenen Tuche bedeckt war. Sie waren auf alles gefaßt, nur nicht auf dieses: Unter dem Tuche schälten sich immer deutlicher die Umrisse eines Menschen heraus; das Gesicht mit der Nasenspitze, der Körper, die Füße, und auf einmal starrten alle drei mit vor Grauen offenen Mäulern dorthin, wo ein paar bleiche, gelbe Zehen aus dem zerfressenen Tuche ragten. Die Haare standen ihnen einzeln auf, eiskalt fuhr es über ihre Rücken. Noch standen sie wie gelähmt, aber im nächsten Augenblick wären sie mit lautem Angstgebrüll aus dem Schuppen gefahren – da gaben die ziehenden Wolken draußen wieder mehr Helle her, ein Sonnenstrahl

fuhr in den Raum und auf einmal sagte der Hans mit einer Stimme, die vor Schrecken noch zitterte: „I glaub, der is gar net echt! Der is g'macht, Weil d'Zehen kaputt sin!“/

Sie hoben vorsichtig das Tuch auf, und es erwies sich, daß der Hans recht hatte, daß es sich um ein wächsernes anatomisches Lehrstück handelte, um einen Menschen, der ihnen nun nimmer so grauenhaft vorkam, obwohl der Körper vollkommen geöffnet war, so daß man genau die Lage aller inneren Organe erkennen konnte.

Ihre Nerven beruhigten sich wieder, und der Reinhard meinte: „Weißt was? Der Schuppen gehört der Anatomie oder jemand, der wo solches Geraffel macht. Da schmeißen s' dann alle die alten Leichen und dös Glump rein, dös wo s' dort nimmer brauchen können!“

Diese Erklärung war plausibel. Und so gesehen verlor der Raum seine Schrecken für sie, und sie machten sich mit Hingabe an die Entbleiung der Fenster. Die Glasaugen waren nun auch nimmer so unangenehm. Im Gegenteil. Jeder steckte so viel als möglich davon ein, graue, braune und blaue, Und dann drückten sie die Tür wieder zu und liefen, was sie konnten, in ihre Banditenschlucht hinüber, in die Schustergrube.

Lange hockten sie dort und schrien sich an, was für Helden sie gewesen, und wie doch keiner von ihnen auch nur einen Augenblick Angst gehabt hätte. Endlich klopfen sie die Bleifassungen mit

schweren Steinen glatt zusammen, damit sie nimmer so gestohlen aussahen, und liefen damit zum Altmetallhändler.

Mit Obst und Kuchen vollgestopft traten sie abends den Heimweg an. Die Glasaugen waren lange Zeit eines der gesuchtesten Tauschobjekte, um das die Schwabinger restlos neidisch waren. Die Bankerten machten ein glänzendes Geschäft mit ihnen und hielten ihre Bezugsquelle streng geheim.

Am Abend nach der Schuppen-Geschichte hatte die Anna mit Bembes ein schweres Machen. Er wollte und wollte nicht ins Bett, denn er hatte Angst vor seinen Träumen. Und immer wieder bat sie der Held, daß sie in seinem Zimmer schlafen solle, bis sie endlich die Geduld verlor und ihm sagte, daß er ein Feigling sei und ein verrückter noch dazu. Endlich legte er sich nieder. Aber er nahm alles mit ins Bett, was als Waffe tauglich war: Das Tranchiermesser, den Tomahawk, und er holte sich die Pepi herein und noch einen Hasen.

Die Anna mußte ihn auch wirklich bald wecken, weil er laut im Schlafe schrie. Und sie mußte das Licht brennen lassen, als sie ging. Erst gegen Morgen schlummerte er ein.

Ein paarmal noch, wobei ihnen das Gewissen immer weniger schlug, suchten die drei den Schuppen heim. Bis sie dann eines Tages beim Übersteigen des Zaunes eine wütende Dogge anfiel. Die Warnungstafel war jetzt echt.

Wem der Lagerplatz gehörte, das konnten sie nie erfahren.

Die Straße

Was ein richtiger Bankert ist, der ist gern auf der Straße. Und wenn sie zu Hause auch hundertmal zu Bembes sagten, daß ein „besserer“ Bub nicht auf die Straße gehöre. Die hatten ja keine Ahnung, was sie einem alles bedeutete. Es brauchte einer nur einen Buben anzuschauen, der immer auf der Straße war und einen, der warm eingewickelt zu Hause hockte, dann wußte man gleich, was los war. Das waren alles Schwächlinge. Wenn sie vielleicht auch dafür in der Schule besser waren und Einser erhielten – für einen richtigen Buben kamen sie gar nicht in Betracht. Meistens waren sie blaß und voller Wimmerl, sie trugen Brillen und verpetzten einen beim Rex oder beim Ägüh, wie der Gruber. Die einfachen Buben, die, mit denen man nicht hätte gehen sollen, waren andere Kerle. Die hatten auch keine Eltern, die immer schimpften, und deshalb waren sie groß und stark. Bembes wäre es hundertmal lieber gewesen, wenn sein Vater einen Beruf wie der vom Geringer gehabt hätte. Dann hätte er keine Vorwürfe und Prügel seines Dialektes oder seines Benehmens wegen gekriegt, er hätte barfuß laufen und nach Batz stinken dürfen, soviel er gemocht hätte.

Man konnte sich ein Leben ohne die Straße gar nicht vorstellen. Freilich mußte man ein Gefühl dafür haben. Pflastersteine, Pferdebahnschienen, Zaunlatten und – nicht zu vergessen – die

vielen Verkehrsmöglichkeiten, das waren Dinge, mit denen einer auch etwas anfangen können mußte.

Wenn man zum Beispiel gar nicht wußte, wo man Geld auftreiben sollte, konnte man mit einem Stock bewaffnet nach Schleißheim hinausgehen und damit die vielen zwischen den Pflastersteinen steckengebliebenen Hufeisenstollen herausstechen. Das gab immer ein paar Pfennige. Auf den Pferdebahnschienen konnte man allerlei flach quetschen lassen, Steine oder Kapseln hinauflegen, damit es krachte. Dann liefen die Pferde viel schneller, weil sie meinten, es habe geschنالzt. Lockere Zaunlatten mußte man sich überall merken. Denn wenn man in eine Rauferei kam, war es gut, zu wissen, wo eine los war. Die Randsteine waren zum Schussern gut, man konnte die Säbel daran schleifen, auf dem Gehsteig konnte man trallern, „Himmel und Hölle“ spielen, und die Platten waren sehr begehrt beim Steindatschen oder „Peter erlös’ mi“ – was lauter feine Spiele waren.

Auf der Straße lernte man die Menschen kennen. Man sah es einem Kutscher gleich an, ob es einer war, der einen mitfahren ließ, oder ob es einer von jenen war, die mit der Peitsche nach einem schlugen, wenn man sich heimlich hinten hinaufhockte, Lastfuhrwerke und Bierkutscher nahmen einen meistens mit, die Fiaker aber schimpften immer, wenn man sich hinten zwischen die Räder setzte. Man hockte da sehr fein. Aber sie wollten es nicht haben, wegen dem Lack, und schlugen mit der Peitsche zurück.

Wenn sie einen nicht trafen, weil sie um die Ecke schlagen mußten, machte es nichts, aber wenn sie einen trafen, was sehr weh tat, dann mußte man ihnen nur Batz in den Wagen werfen. Das ärgerte sie dann ganz furchtbar.

Bembes kannte so ziemlich alle Fuhrleute der Umgebung, aber der feinste von ihnen war ein Ziegeleikutscher, der Peter, der immer die Ziegelsteine zu den Baustellen fuhr. Jedesmal hatte er eine Freude, wenn er Bembes sah, und er fragte ihn stets, ob er mitfahren wolle. Der Peter war auch einmal auf der Realschule gewesen, die ihn genau so geärgert hatte. Dann war er durchgebrannt und auf dem Schiff gefahren. Und dann war er ins Leibregiment gekommen, aber sie hatten ihn immer in den Arrest gestet, weil er soviel Lust zum Bier und zu den Mädchen gehabt hatte, und oft nicht so pünktlich, wie sie es beim Militär haben wollen, heimgekommen war. Er sagte immer zu Bembes, er solle Kutscher werden, weil es das allerschönste sei, was es gäbe. Und die Rösser seien viel besser als die ganze Menschheit. Und Bembes sagte: „Dös stimmt, wenn man an den Ägüh denkt. Bei dem weiß man auch net, zu was er da is!“

Wenn der Peter den Bembes traf, fragte er ihn immer zuerst, was er inzwischen ausgefressen habe. Wie der ihm das mit der Farm erzählte, lachte er so furchtbar, daß er den Wagen anhalten mußte, und dann sagte er: „Bembes, aus dir kann noch amal was werden!“ Und das hatte den sehr gefreut, weil die andern von ihm immer das Gegenteil behaupteten. Der Peter war auch sehr musikalisch. Er

konnte Mundharmonika spielen, daß es nur so schnackelte. Sie spielten oft miteinander. Vor einem Jahr noch hatte er nur einfach spielen können, obwohl ihm der Peter oft den Zungenschlag erklärt hatte, aber dann waren sie einmal in Berg am Laim in eine ganz saumäßige Straße geraten, wo ihm die Harmonika dauernd an die Zähne geschlagen hatte, und auf einmal war der Zungenschlag von selber gegangen.

Wenn Peter seinen guten Tag hatte, dann nahm er Bembes in irgendeine Tafernwirtschaft mit. Sie hockten dann im Freien, im schattigen Wirtsgarten, unter Kutschern, Wegmachern und anderen Leuten, und er war mitten drin, wie ein Großer. Alle ließen ihn aus dem Maßkrug trinken, und man gab ihm Backsteinkäse und Brot und Blutwurst oder andere Schmankerl. So gut schmeckte es daheim nie. Er hatte überhaupt eine Vorliebe für einfache Kost. Beim Geringer hatten sie ihn früher oft vor dem Mittagessen hinausgeschmissen, weil er schmarotzt hatte. Und der Vater vom Geringer hatte ihn einmal geschimpft und gesagt, daß er sich schämen solle, armen Leuten noch das wenige wegzufressen. Aber jedesmal, wenn es gebackenes Kuheuter gegeben, hatte er große Augen gemacht und das Schlucken gekriegt, weil er es so leidenschaftlich gern aß. Und er hatte förmlich gebetet: „Lieber Gott, laß sie Mitleid mit mir kriegen!“ Die Geringers aßen lauter ausgefallene Sachen, die man woanders nicht so leicht kriegte: Pferdegeräuchertes und Roßwürste, Kutteln, Lungenhaschee, Kälberfüße, und die Mutter Geringer konnte die

besten Schwammerln von ganz München machen. Wenn es auf der Treppe danach roch, ging er immer hinein – wenn sie ihm aufmachte. Aber sie tat es nicht immer. Erst nachdem er ein paarmal von daheim etwas mitgebracht hatte, einen Topf Eingemachtes oder Schmalz, ließ sie ihn mitessen. Er hätte mit dem Seppl gern das Essen getauscht, weil ihm dem seines lieber war, aber er durfte ihn nicht mit in die Wohnung nehmen, weil er nicht fein war und auf den Boden spuckte. Offiziell durfte er also nicht mit ihm verkehren, weil er ein Gassenbub war. Aber das war gerade das Feine an ihm.

Die Straße hatte auch noch andere Anziehungskräfte, die er sich nicht genauer erklären konnte. Abends, wenn die Laternen angezündet wurden, tat sie einsam und ganz verlassen. Die Häuser wurden dann so eigen, und die Fenster hatten hohle Augen, so daß man immer ganz traurig wurde. Im Frühjahr, wenn die Sonne auf dem heißen Pflaster flimmerte, war sie wie ein helles, lockendes Band, das einen in die Welt hinauszog, in die Länder an den Meeren mit ihren Gefahren und Abenteuern. Und er erwischte sich nicht selten bei dem Gedanken, einfach davonzulaufen, wie es der Peter gemacht hatte, sein Schicksal selber in die Hand zu nehmen, um ein mannhaftes, abenteuerliches Leben zu führen. Aber die Eltern, die armen Eltern!

Die Mutter war ganz selig gewesen, als sie ihren Bembes wieder sah. Sie hatte ihn immer wieder geküßt: „Mein Bembes, mein lieber, guter Bub! Und so brav bist du gewesen, sagt die Anna!“

Er hatte sich ein bissl geschämt, weil es doch gar nicht so weit her war mit dem Bravsein, und weil die Anna doch von vielem gar nichts wußte. Die Rührung der Mutter tat ihm wohl, aber er hatte es nicht gern, wenn sie vor dem Vater so war. Er genierte sich dann immer, weil er es unmännlich fand, also geliebt zu werden. Der Vater war auch sehr herzlich zu ihm gewesen. Nach dem Essen war er aber gleich wieder der alte und fragte: „Was hast du dir denn für einen abscheulichen Dialekt angewöhnt? Du sollst daheim doch keinen Dialekt sprechen! Was soll das bloß heißen: Pfundig, zeahm, gschnari? Statt laufen sagt er „schepsen“, statt glatt „hei“! Hundsordinär! Die reinste Kaffernsprache! Du bist wohl recht viel auf der Straße gewesen? Ach ja, ich dachte mir’s doch – die Anna! Morgen wollen wir einmal deine Hausaufgaben durchgehen.“

Die Mutter nahm ihn gleich in Schutz: „So laß ihm doch wenigstens am ersten Tag seine Ruhe, Es ist doch klar, daß er auf der Straße war. Sollte er seine Ferien denn im Zimmer verbringen? Sei doch gut! Willst du ihm jetzt nicht die Sachen geben?“

Da war der Vater wieder nett gewesen und hatte ein Paket hereingebracht und gesagt, er solle es einmal aufmachen. Und es waren ein paar Pfund Schweizer Schokolade drinnen und ein feines Buch mit Reiseschilderungen. Als der Vater seine Freude sah, sagte

er: „Jeßt komm mir aber nicht wieder und sag, daß das deft, zeahm oder gschnari sei!“ Dann fragte er, was die Tiere machten, und ob die Pepi keinen Unfug angestellt habe. Er war dann sehr froh, als er hörte, daß nichts passiert war,

Am andern Morgen, als Bembes seine Hausaufgaben brachte, war der Vater gar nicht bei der Sache. Er schaute nur alles flüchtig an und korrigierte ein paar falsche Akzente. Bembes war sehr froh, daß die Mutter hereinkam, denn auf einmal merkte er, daß er aus Versehen ein paarmal das gleiche geschrieben hatte. Der Vater schob den Zwicker herunter, wie immer, wenn er etwas Unangenehmes zu sagen hatte, dann schaute er die Mutter über die Gläser weg an und sagte: „Anna hat eben gekündigt! Sie will einen Hartschier heiraten. Es scheint diesmal wirklich ernst zu sein.“

Die Mutter war ganz bleich geworden, Sie sagte nur: „Ach!“ dann ließ sie sich in einen Sessel fallen. Nach einer Weile fragte sie: „Was ist es denn für einer? Taugt er was?“

Bembes wollte schon sagen, daß es ein großer Lackel sei, aber da fiel ihm gerade noch zur rechten Zeit ein, daß er am Sonntagvormittag eigentlich nicht hätte fortgehen dürfen. Er schaute daher schnell weg, und der Vater erzählte: „Hartschiere sind immer Leute mit bestem Ruf, pensionsberechtigte, langgediente Soldaten. Er ist Witwer und hat ein Kind. Die Anna sagt, er sei sehr nett. Bitte sei du so gut und regle die Sache mit der Aussteuer. Wir haben es ihr versprochen, sie hat es redlich verdient!“ Er merkte erst jetzt, daß

Bembes noch im Zimmer war: „Da nimm deine Hefte und geh in dein Zimmer! Es ist alles in Ordnung!“

Bembes ging hinaus. Als er an der Küchentür vorbeikam, sah er die Anna, die dasaß und weinte. Er ging aber nicht hinein, weil sie ihr Wort gebrochen und so schnell gekündigt hatte.

Anderntags begann die Schule. Die Klasse hatte neue, zum Teil sehr nette Lehrer bekommen. Bloß der Ägüh war geblieben und der Brunnthaler für Mathematik. Alles war sehr gemütlich gewesen, nur der Ägüh nicht. Er war einfach zu geschwollen. Man konnte ihn nicht anschauen, so affig, wie er war. Er hatte schon wieder einen neuen, grauen Anzug und eine neue Krawatte und helle Wildlederhandschuhe. Dann hatte er eine Ansprache gehalten: „Mes très chers élèves ...“ und er hatte dabei die Augen verdreht und mit den Händen ganz weibische Bewegungen gemacht, damit man seinen Ring besser sah, weil er dann recht blitzte.

Der Gruber hatte im Namen der Klasse auf Französisch geantwortet, aber er hatte ein Spickblatt vor sich liegen, und der Ägüh tat, als ob er es nicht sähe, obwohl er es sicher sah. Im Gegenteil! Als der Gruber fertig war, sagte er, daß er sich freue, eine so feine Klasse zu haben, die ihm soviel Vertrauen und Liebe entgegenbringe und weiß Gott noch was alles. Er sei in den Ferien in Paris gewesen; es sei herrlich dort, und er habe sich gefreut, weil die Pariser seine gute Aussprache gelobt hätten. Bembes dachte sich, daß es gar nicht so schwer sein müsse, Französisch zu lernen bei einem

andern als dem Ägüh. Und wenn man in Paris in einen Laden geht, wenn man Hunger hat, und sagt: „Pain pour cinq sous!“ dann verstehen sie es. Und wenn man Wurst will, macht man es ebenso. Und wenn sie einen fragen: „Welche?“ dann deutet man mit dem Finger darauf. Das verstehen sie dort alle, wie „Bon jour, au revoir“ und „bon soir“, Er getraute sich, damit überall durchzukommen, mehr war gar nicht nötig. Denn das Französisch, das sie lernten, war nur zur Freude des Lehrers da.

Während der Rede des Gruber hatten sich der Reinhard und Bembes immer nur schief angeschaut. Erstens war es gar nicht wahr, was er sagte, und zweitens brauchte er lauter Worte, die sie noch gar nicht durchgenommen hatten. Und sie hatten beide das gleiche Empfinden, nämlich, daß man den Gruber jett endlich einmal gründlich verhauen müsse.

So hatte die Schule begonnen. Bembes war gleich in der ersten Stunde ein paarmal aufgerufen worden und hatte nichts gewußt. Das heißt, er hätte es schon langsam gefunden, wenn der Gruber mit seinem Finger nicht immer gleich so rasend in die Höhe gefahren wäre, so daß man ganz nervös wurde und eine dumpfe Wut kriegte, über der man alles wieder vergaß. An den Tagen, wo es Französisch gab, war Bembes die Schule eine Qual.

Auf dem Hasenmarkt

Bis zum Herbst hatten sich die Hasen und Meerschweinchen derart vermehrt, daß Bembes kaum noch das nötige Futter beschaffen konnte. Er mußte fast sein ganzes Taschengeld, das ihm jetzt wieder bewilligt worden war, zum Ankauf des Hafers verwenden. Jetzt wurde sogar ihm die Sache zu unbequem; er wollte alles bis auf ein Pärchen verkaufen und von dem Erlös weiße Mäuse erwerben, mit denen er die Eulen im Winter durchfüttern konnte. Weiße Mäuse vermehrten sich schnell und waren ein guter Tauschartikel.

Der Hasenmarkt wurde allsonntäglich am Viktualienmarkt hinter der Kuttelhalle abgehalten, und es war ein weiter Weg dorthin. Die Buben hatten sich deshalb extra einen „Renner“ gebaut. Das war ein fixes, kleines Wägelchen, das aus einer großen Kiste, einem Kinderwagenräderpaar und einer Latte als Deichsel entstanden war. Der Hasenmarkt war für sie eine ganz große Sache. Sie sprachen von nichts anderem mehr, und Bembes kam sich wie ein Groß-Viehhändler vor.

Am Morgen des bedeutsamen Tages, schon um sechs Uhr, zogen sie mit ihrem Wägelchen durch die leeren Straßen der Stadt. Es war noch kein Mensch auf dem Viktualienmarkt, aber so bekamen sie einen guten Platz, und die Zeit verging ihnen schnell unter hochgespannten Gesprächen.

Um acht Uhr kamen dann die ersten Händler, und der Marktinspektor erschien und nahm ihnen ein Fünferl Standgebühr ab. Er lobte sie aber auch und sagte, daß sie sehr schöne und fette Hasen hätten, und daß sie sie bestimmt an den Mann brächten, weil sie gut im Balg seien. An der Mauer entlang stellten sich nun immer mehr Händler mit ihren Körben und Kisten auf. Die ersten Käufer kamen, und die Buben schauten zu, wie es gemacht wurde. Bembes hatte gemeint, daß er dreißig Pfennig für ein Meerschweinchen und vielleicht ein Fufzgerl für einen Hasen kriege. Aber da war gleich ein Mann zu ihnen gekommen und hatte sie gefragt, ob sie einen Verband hätten. Und sie hatten zuerst gedacht, daß jemand verletzt sei, der wo einen brauche. Er aber hatte den Zuchtverband gemeint, den die Kaninchenzüchter haben. Dann hatte er sie geschimpft, weil sie nicht drinnen waren, und hatte zu ihnen gesagt: „Daß ihr mir ja net schleudert! Die Belgier werden für eine Mark und die Meerschweinchen für fünfzig Pfennige gehandelt. Wenn ihr billiger verkauft, geht's euch dreckig!“ Da hatten sie gelacht und gesagt, daß ihnen mehr Geld lieber sei, als weniger, und daß es fein sei, daß der Verband so hohe Preise mache.

Endlich kam der erste Kunde, Das heißt, es waren immer schon viel Leute dagewesen, aber die hatten mehr geschaut als gekauft. Der Kunde hob den Rammler an den Löffeln hoch und schaute ihn an und sagte, er sei zwar nicht so schwer, wie er gedacht habe, man täusche sich eben oft, bis man den Hasen in der Hand habe. Der

Rammler da habe jedenfalls wenig Hafer gesehen, aber er biete trotzdem sechzig Pfennig dafür. Sonst könne man sich ja hungrig daran fressen.

Bembes dachte an den Verbandsmann, und daß der Maxl sein ausgesprochener Liebling war. Er riß ihm den Hasen aus der Hand und sagte, daß seine Hasen nicht zum Fressen da seien, Hasen wären nur zum Züchten und Anschauen da!

Der Mann lachte dann furchtbar, daß man alle seine schwarzen Zahnstumpen sah, und meinte, ob sie vielleicht einen wüßten, der schon einmal vom Anschauen fett geworden wäre?

Da wurde der Hans ganz wütend und fragte ihn, ob er seine schwarzen Zahnstumpen vielleicht vom Hasenfressen her habe, und es sei doch merkwürdig, daß er dann so dürr sei, wenn er so viele fette Hasen fräße.

Der Mann schob darauf die Schulter vor und ging auf den Hans los. Aber er getraute sich nicht, zuzuhauen, weil der Marktinspektor in der Nähe stand, der alles gehört hatte und arg lachte.

Endlich kam ein richtiger Kunde, eine dicke Frau, die ihnen erzählte, daß sie in Harlaching einen Garten habe, in dem es sehr viel Gemüseabfall gäbe, von dem die Hasen gut leben könnten. Und nun möchte sie für ihren Xaverl ein Pärchen haben, aber es müßten garantiert zwei verschiedene sein; nicht, daß es nachher nichts gäbe,

denn später ließen sich von dem Abfall noch viel mehr Hasen ernähren.

Bembes sagte ihr, daß er voll garantiere und daß sie bloß herschauen solle, dann sähe sie es gleich. Er hob dann den Hasen hoch und blies ihm hinten hinein und sagte: „Schauen’s, dös is garantiert a Rammler und a guter noch dazu!“ Die Frau guckte aber gar nicht richtig hin und sagte, daß sie es auch so glaube. Dann tat sie das Pärchen in einen Korb und zahlte. Und jetzt hatten sie schon zwei Mark in der Tasche, mit denen man klimpern konnte. Es sollte aber noch viel mehr klimpern an diesem Tag!

Die andern Händler ließen sich nun aus den umliegenden Wirtschaften Bier und warmes Voressen oder Weißwürste holen. Und weil es so Sitte war, und sie sich heute ganz als Erwachsene fühlten, mußte der Reinhard auch eine Maß kaufen. Von dem Bier bekamen sie dann viel mehr Mut, so daß sie es bald wie die andern machten. Wenn jemand vorbeikam, der aussah, als ob er ein Geld hätte, riefen sie alle drei: „Wie wär’s denn, Herr, vielleicht nehmen S’ an recht schönen Hasen mit?“ – Oder: „Geh’n S’, Frau, da hab i noch was für Sie! Braucht Ihr Bub kein nettes Meerschweindlpaar?“ Und sie hielten ihre Ware hoch und priesen sie an, bis eine Frau nebenan sagte, daß sie ihr Maul halten sollten, weil sie nicht allein auf dem Markt seien. Es war aber bloß Neid. Sie hatte nämlich bloß vier ganz magere Stallhasen, und ein Mann hatte vorher schon mit ihr gestritten, weil sie mit dem Preis nicht herunter wollte, Er hatte ihr

auch gesagt, daß sie schepperten, wenn man sie anlange, und daß man Klavier darauf spielen könne, worauf sie wütend hochgefahren war und ganz entsetzlich geschimpft hatte. Es war wirklich spannend auf dem Hasenmarkt!

Um zehn hatte Bombes seine Tiere schon verkauft und sie waren alle an gute Plätze gekommen. Es tat ihm schon ein bissl leid. Aber er hatte die Tasche jetzt voller Geld, soviel, wie er noch nie gehabt hatte, an die zwanzig Mark. Die Freunde waren jetzt auch schon etwas neidisch geworden und sagten, wenn sie gewußt hätten, daß man soviel Geld damit verdienen könne, hätten sie auch Hasen gezüchtet, und es sei ein weiter Weg gewesen, den Karren hereinzuschieben, und es sei fad, jetzt wieder damit hinausfahren zu müssen. Bombes versprach ihnen dann für ihre Mithilfe vom nächsten Wurf ein Paar, und er sagte ihnen auch, daß er schier sein ganzes Taschengeld hineingefüttert habe. Dann fragte er den Reinhard, ob er nicht noch eine Maß Bier holen wolle.

Als sie das Bier getrunken hatten, fühlten sie sich sehr schneidig. Der Marktinspektor, der ihnen zuerst immer zugeschaut und sie angelacht hatte, setzte auf einmal seine Amtsmiene auf und meinte, es wäre jett Zeit, daß sie nach Hause gingen. Also zogen sie los zur Schranne hinüber, wo die Tierhandlung war und schauten sich die Auslage an. Es gab dort alles, was man sich wünschen konnte: Zierfische und Schildkröten, ausländische Eidechsen und Schlangen. Dann war noch ein Chamäleon da, das die reinsren Boxhandschuhe

anhatte, und in einem anderen Terrarium lagen sechs junge Krokodile. Bembes sagte, daß er das später alles selber ein-mal fangen wolle. Aber jetzt könne er kein Krokodil brauchen, weil man das Terrarium heizen müsse, und das ginge daheim eben nicht. Es müsse schrecklich fein sein, ein Krokodil zu haben, und es gäbe sicher einen Mordsspaß, wenn man es mit in die Schule bringe. Endlich gingen sie in den Laden. Bembes kaufte zwei Paar weiße Mäuse und tat sie in eine Zigarrenkiste, die er eigens zu diesem Zweck mitgenommen hatte. Sie horchten noch eine Weile an dem Kistchen, wie es drinnen krabbelte. Dann waren sie fertig.

Am Würstelstand bei den Wildbrethändlern kauften sie sich noch drei Weißwürste, und beim Konditor am Marienplatz für ein Fünferl Abfall, weil der einen ganz besonders feinen hatte. Man mußte aber Glück haben damit. Es war nicht immer das gleiche drinnen. Reinhard erwischte einen halben Schokoladennikolo und Bembes eine zerbrochene Marzipanstange. Marzipan aß er schrecklich gerne. Bloß der Hans hatte nichts Gescheites erwischt und war so wütend darüber, daß er seinen Abfall wieder hineintragen wollte.

Um ein Uhr waren sie wieder daheim beim Essen und erzählten, wie es gewesen. Bembes legte die restlichen achtzehn Mark in seine Sparkasse, und der Vater lobte ihn und sagte, daß er recht gehandelt habe; selbstverdientes Geld mache frei und stolz. Zur Mutter sagte er, daß der Bub eine glückliche Hand mit Tieren habe, aber es gäbe leider keinen Beruf, wo man das ausnützen könne. Und dann

schenkte er ihm noch eine Mark und sagte, daß er auf die Mäuse gut aufpassen solle, weil man sie sonst nimmer aus der Wohnung kriege.

Bembes hatte jetzt von allen Tieren noch ein Paar, und das war genug für den Winter.

Ileana

An einem sonnigen Samstagnachmittag trug Bembes, weil er gerade nichts anderes vorhatte, seine Viecher auf die Winzererwiese, um ihnen dort ein wenig Bewegung zu verschaffen. Das mochten sie sehr gerne, Wie er so im Grase hockte und den äsenden Hasen zuschaute, kam auf einmal die Pepi geflogen und schrie: „Hurrah!“ Sie beschimpfte jemanden, der unbemerkt hinter ihm näher gekommen war, und als er sich umdrehte, war es ein Mädchen. Er hatte noch nie ein so schönes Mädchen gesehen. Es sah wie eine Prinzessin aus, mit langen schwarzen Zöpfen, mit breiten seidenen Schleifen und wundervollen Augen. Sie lächelte ihn an und sagte dann ganz langsam, als ob ihr das Sprechen Mühe machte: „Guten Tag!“ Und er grüßte wieder und wurde ganz verlegen, denn er war sehr dreckig, und sie trug ein goldenes Armband und war von einer Sauberkeit, die er nicht für möglich gehalten hätte, Als sie sich dann bückte, um den Rammeler zu streicheln, sah er, daß sie auch einen goldenen Fingerring trug. Ihre Hände waren fein und lang und weiß wie Porzellan. Beschämt barg er seine auf dem Rücken, weil er gar nicht erst hinschauen mußte; er hatte immer viel Dreck dran, wenn er draußen war.

Zuerst glaubte er nicht, daß er mit ihr sprechen könne, weil er ein unbegreifliches Herzklopfen hatte, aber dann kam er doch langsam in Schwung, weil sie so offen war und ihm gleich erzählte, daß sie

Ileana hieße und aus Rumänien sei. Ihre Mutter, sagte sie, sei nur zu Besuch hier und wäre eine große Künstlerin, die hier am Theater singe. Sie wohnten in der Franz-Josef-Straße bei einem Onkel, der immer hier wäre.

Bembes sagte, daß er sich das gleich gedacht habe, weil sie ganz anders ausschaue als die andern Mädchen hier, die alle nicht so fein seien. Und die Ileana setzte sich neben ihn hin und meinte, daß es ihr so leid täte, daß sie keine Tiere habe. Aber es ginge bei ihnen zu Hause eben nicht.

Er sagte ihr, daß er ohne Tiere gar nicht leben möchte. Aber von Rumänien möchte er gerne sein, weil es da noch Wölfe und Bären und vielleicht sogar noch Räuber gäbe, mit denen man kämpfen könne. Auch wegen der Marken wäre es dort viel feiner. Und ob sie zufällig die zehn Bani, lila, habe, die ginge ihm nämlich in seinem Satz noch ab.

Sie lächelte und sagte, daß es bei ihnen in Bukarest fast wie in München wäre. Auf dem Lande sei es freilich noch anders, aber da käme sie ja nie hin. Sie wolle mal nachsehen, was sie an Marken daheim habe, und wenn sie könne, würde sie ihm die bringen. Dann fragte sie, wo er in die Schule ginge, und ob man da Sprachen lerne. Und als er ihr sagte, daß es bei ihnen auch Französisch gäbe, fing sie gleich ganz schnell zu reden an, daß er kein einziges Wort davon verstand. Es tat ihm jetzt fast leid, daß er nicht mehr Französisch konnte.

„So schnell haben mir es noch net g’lernt“, sagte er. „I bin auch eben erst in die Dritte ’kommen. Und dann sind meine Lieblingsfächer überhaupt Geographie und Naturkunde, auch Geschichte mag ich noch, aber nur die, wo gerauft wird.“ Und er fragte sie, ob sie Kopfstand machen könne, und ob sie vielleicht beim Tauchen, wie er, die Luft bis vierzig anhalten könne. „Spielst du auch Mundharmonika?“

Sie fragte ihn, wie das gehe. Da holte er sie aus der Tasche und klopfte die Brosamen heraus. Dann spielte er den Neubayrischen mit Zungenschlag in der hohlen Hand, daß es nur so vibrierte, Und die Pepi, die Mundharmonika gerne mochte, schlug mit den Flügeln und schrie in einem fort „Hurrah!“ dazu. Da klatschte die Ileana vor Entzücken in die Hände und sagte: „Ganz ver-ügg!“ Und er wußte nun nicht, ob sie die Pepi oder ihn meine. Aber dann hatte sie doch ihn gemeint, weil sie sagte, daß es viel, viel schöner sei als Klavier. Er sei ein ganz großer Künstler.

„Es is bestimmt viel schöner als Klavier“, hatte er bescheiden geantwortet, „weil man mit der Luft viel mehr Gefühl hineinlegen kann, und man braucht auch keine Noten dazu, die man auf dem Klavier immer so leicht mit den Fingern durcheinanderbringt. I hab’ es nie gern lernen mögen. Und meine Lehrerin, die ganz dürr war, hat auch immer einen anderen Takt haben wollen, als ich.“

Er spielte dann noch die Holzhackerbuam und den Saulocker. Und sie war ganz still und horchte. Dann streichelte sie wieder den

Hansel, der jetzt der Nachfolger vom Maxl war. Wie er ihr dann zeigen wollte, was für einen feinen Behang er habe, kamen ihre Hände zusammen, und es war ihm zumute, als ob er ein Feuer berührt hätte. Es wurde ihm ganz schwül, aber seltsamerweise zog er die Hand nicht weg, weil es doch so wohl tat. Und auf einmal hatte er ihre Hand in der seinen. Es war wunderschön, und sie getrauten sich beide nicht, sich zu rühren. So saßen sie lange und schauten geradeaus, bis Ileana meinte, daß sie jetzt gehen müsse, weil man sie zu Hause schon lange erwarte und weil sie nur heimlich davongelaufen sei. Sie schaute ihn dann an, so daß er es gar nicht aushalten konnte, und fragte ihn, ob er sie lieb habe.

Er sagte: „Ganz scheußlich! So, daß es fast weh tut. Kommst du morgen in die Schustergrube da hinüber? Da kommen keine Leute hin. Höchstens Buben. I bring dir dann wieder andere Viecher mit und spiel dir was vor.“

Sie meinte, daß sie gerne käme, wenn es ginge. Aber es sei halt recht schwer. Wenn es möglich wäre – das wüßte sie aber erst nach dem Mittagessen –, würde sie ihm vom Fenster aus ein Zeichen geben – Franz-Josef-Straße 40 im ersten Stock. Er sagte, daß er dann unten warten wolle, und dann gaben sie sich die Hand.

Er schaute ihr lange nach, bis sie hinter der Herzogstraße verschwunden war. Vor dem Häuserblock winkte sie ihm noch einmal zurück.

Bembes wußte nicht, wie er an diesem Abend heimgekommen war. Er hatte oft von Liebe gelesen, und hatte sie sich nicht vorstellen können. Jetzt wußte er, wie es war. Und daß man auch eitel sein könne wegen einer Frau, wie der Ägüh, der es doch auch bloß deswegen war. Er dachte die ganze Zeit nur an sie. Und er war arg zerstreut beim Abendessen, so daß ihn die Mutter immer wieder fragen mußte, bis er Antwort gab. In seinem Bett fühlte er sich dann wohler. Er legte sich mit dem Gesicht auf die Hand, die sie gedrückt hatte. Und er bildete sich ein, sie röche noch nach ihr, weil er sie eigens nicht gewaschen hatte.

Am andern Morgen nach der Kirche zog er nicht wie sonst seinen feinen Konfirmationsanzug gleich wieder aus. Er sagte, daß er später zum Hinterwinkler gehen wolle, weil er einmal dort eingeladen worden sei. Und die Mutter meinte: „Das freut mich außerordentlich. Es ist höchste Zeit, daß du einmal mit besseren Buben verkehrst. Hinterwinklers sind hochanständige, feine Leute. Sage auch, daß ich die Frau Rat bestens grüßen lasse!“

Nach dem Mittagessen lief er gleich in die Franz-Josef-Straße hinüber. Vorsichtshalber steckte er noch ein paar Steine für die Schwabinger ein. Dann schaute er sich das Haus an. Es war ein ganz neues Gebäude mit einem eigenen Eingang für Lieferanten und einem großen Tor. Er ging davor auf und ab und dachte sich immer, wenn sie nur kommt, ich würde den Tloi dafür hergeben und die Pepi. Und wenn der Fliegenkas jetzt käme, tät ich ihn trotz des feinen

Anzugs hauen, daß er liegen bliebe. Vielleicht tät sie dann gerade von ihrem Fenster aus zuschauen und Respekt haben.

Um eins war er gekommen, und um halb drei erst geschah es, daß sich im ersten Stock was hinterm Vorhang rührte. Die Ileana hielt den Finger an den Mund, und dann warf sie ihm ein Papier hinunter, in das eine rote Nelke eingewickelt war. Auf dem Zettel stand, daß sie um vier hinüber käme. Und es war ein runder Kreis drauf, wo daneben stand: „Kuß, Ileana“. Mit dem Kuß in der Tasche lief er schnell nach Hause und schloß sich in seinem Zimmer ein. Dann küßte er das Papier, bis nichts mehr darauf war, und endlich tat er die Blume und den Zettel in ein Geschäftskuvert seines Vaters, auf das er schrieb: „Von Ileana“, und er schloß es in eine Art Geheimfach ein, das er hinter der Schreibtischschublade hatte, wo er die guten Briefmarken-Dubletten verwahrte. Die schlechten zeigte er nämlich immer zuerst vor.

Kurz vor vier kamen die Eltern und fragten, ob er mitkommen wolle, und ob er schon bei Hinterwinklers gewesen wäre. Er sagte „Ja“, aber es hätte sich herausgestellt, daß er die falsche französische Aufgabe gemacht habe, und er müsse sie noch schnell nachschreiben. Er bliebe lieber da. Und der Vater lobte ihn und sagte, daß er vernünftig wäre. Sie brächten ihm dann vom Milchhäusl dafür ein Stück guten Kuchen mit. Und im Hinausgehen sagte die Mutter zum Vater: „Findest du nicht, der Bub ist ganz verändert?“

Er schaute ihnen dann vom Salonfenster aus nach, bis sie hinter der Straßenecke verschwunden waren. Die Anna hatte schon ihren Ausgang, und er lief schnell auf den Balkon und holte sich die Sumpfohreulen-Kiste und lief mit ihr davon. Den Wohnungsschlüssel legte er unter den Fußabstreifer, damit er nachher gleich wieder hineinkonnte.

Ileana kam erst um dreiviertel fünf. Sie war heute noch feiner wie gestern und trug ein seidenes Kleid mit vielen Blumen drauf und hatte eine schöne Halskette an. Sie fanden beide, daß sie viel hübscher als gestern aussähen, dann setzten sie sich neben die Kiste und schauten die Sumpfohreulen an, die mit dem Schnabel knappten und komische Gesichter machten.

Bembes erzählte, daß er nur an sie gedacht habe, und daß er ihr so viel habe sagen wollen, aber jetzt fiel ihm gar nichts mehr ein. Und sie meinte, daß es ihr genau so ginge. Dann legte sie den Arm um ihn und sagte, daß er hübsch sei, und fragte ihn, was er einmal werden wolle.

„Dös is mir gleich!“ meinte Bembes. „Am liebsten Admiral oder sowas Ähnliches. Als Schmugglerkapitän kann man auch sehr viel verdienen mit Konterbande. Man kann aber auch unter falscher Flagge fahren und Handelsschiffe kapern, die man nachher in fremden Häfen verkauft. Nur muß man die richtige Besatzung dazu haben, Mannsbilder! Es is auch möglich, daß ich nach Afrika geh’, wo ich einen Onkel hab’, der a Farm hat. Da könnt’ man dann

Viecher fangen, Löwen und so Zeug und d’Fell verkaufen. Es is auch net schlecht. Du müßtest dann kochen, und i tät dich bis zum letzten Blutstropfen verteidigen.“

Ileana meinte, das sei sehr fein, und ob er sich denn nicht fürchte. Auch verstünde sie nicht recht, warum er in ein wildes Land möge, wo es doch daheim viel gemütlicher sei. Und er erklärte ihr, daß man das anfangs müsse, weil es interessant sei. Und wenn man dann viel Geld habe, könne man sich ja dort, wo es besonders schön sei, eine große Villa oder ein Schloß kaufen. Ein Mann dürfe nie Furcht haben, sonst komme er zu nichts. Sie meinte dann, daß sie gerne bei ihm bleiben wolle.

Er hatte bisher nur geredet, weil er Angst vor ihrem Arm hatte, der auf seiner Schulter lag. Aber jetzt, da er nichts mehr wußte, und sie beide auf die Füße starrten, drückte er noch schwerer, als eine entsetzlich süße Last, auf ihn. Sie war so frei, und er kam sich neben ihr so steif und unbeholfen vor. Er schaute sie von der Seite an, wie schön sie war, und plötzlich traf ihn ihr Blick aus dem Vollen. Da wurde es ihm ganz dunkel vor den Augen, und er schlang den Arm um ihren Hals und sagte: „Ileana!“ und küßte sie. Es war unbeschreiblich, und er hatte nie geglaubt, daß es so etwas Schönes auf der Welt gäbe.

„Mir müssen uns bald heiraten“, meinte er. Sie nickte. Dann hatte sie ihre Bedenken und meinte, daß sie ja bald wieder verreisen müsse. Und er küßte sie wieder und sagte: „Dann müssen wir halt

vorher fliehen!“ Sie fragte ihn dann, ob er Geld hätte. Und als er meinte, dazu brauchten sie keines, zum Fliehen, meinte sie wieder, daß es sehr schwer sei ohne Geld.

„Kommst du morgen wieder?“

„Wenn es geht, ganz gewiß!“

Als sie sich zum Abschied küßten, sah Bembes plötzlich oben am Rande der Grube eine Bewegung hinter den Weiden. Es war der Hans, der mit dem Geringer Seppl heruntergrinste. Er ließ die Jleana los und erschrak wie sie. Als er einen Stein aus der Tasche zog, liefen die beiden davon und schrien: „Weibernarr!“ herunter. Er sagte: „Es ist schad, daß sie davong’laufen sind, i hätt’ sie sonst mitten auf d’Stirn ’troffen, die Schufte! Jetzt muß ich den Hans auf scharfe Säbel fordern. Es geht net anders!“ Und die Ileana drückte sich fester an ihn und sagte: „Ich habe gar nicht gewußt, daß die Deutschen so wild sind.“ Dann nahm sie eine Schleife aus dem Haar und gab sie ihm zur Erinnerung,;Sie ging dann gleich heim.

Am Abend, nachdem er den Kuchen gegessen, den ihm die Eltern mitgebracht hatten, hockte er an seinem Arbeitstisch und schrieb eine schwere Forderung auf Säbel an den Hans. Es stand darin, daß er ein Schuft sei, und daß die Beleidigung nur mit Blut abgewaschen werden könne, und er hoffe, daß er nicht feig sei, und daß er sich stellen werde. Treffpunkt: Am Pumperhölzl, nächsten Sonntag nachmittag um halb drei.

Er lag lange wach im Bett, denn er konnte nicht von seinen neuen Erlebnissen loskommen. Er hatte die wohlduftende Schleife neben sich liegen und sagte sich, daß Ileana den Kampf wohl wert sei. Draußen hörte man die Anna in ihrer Kammer schnarchen, und er dachte sich: Da liegen sie nun alle und haben keine Ahnung, wie schwer das Leben ist, und daß ich eine Herausforderung hab', bei der ich kaputt gehen kann, wenn es mich dumm trifft. Und er malte sich die Geschichte immer trüber aus. Dann muß die Klass' mit meiner Leich' gehen, und der Ägüh und der Gruber freuen sich, weil das Schweine sind, die keinen Respekt vor dem Tod haben.

Anderntags wartete er umsonst auf Ileana. Sie kam und kam nicht. Er schlich ganz krank heim. Und die Mutter legte ihm die Hand auf die Stirn und fragte ihn, was er habe. Er sagte: „Nichts!“ Und sie meinte, wenn es nicht besser würde, müsse er zum Arzt. Es wurde aber nicht besser, weil sich die Ileana auch am nächsten Tag nicht sehen ließ. Er lag wach in seinem Bett und dachte nur an sie. Aber die Ileana kam nimmer. Später erfuhr er, daß sie mit ihrer Mutter nach Paris abgereist sei.

Die Schleife legte er zu der Blume in das Geheimfach hinein, und auf den Umschlag malte er mit fester Hand ein Kreuz hinter ihren Namen.

Die Herausforderung hatte jetzt keinen Sinn mehr, und er war froh, daß er sie dem Hans noch nicht zugeschickt hatte.

Ein tapferer Junge

Der Herbst war bunt ins Land gekommen. Es hatte eine gute Obsternte gegeben, und die Bankerten hatten alle Obstbäume, die sie in der Umgebung wußten, seuchenartig heimgesucht. Jetzt schleiften die grauen Nebel daher. Das Moos lag naß und unendlich traurig da, und die Buben hatten kein Interesse mehr an ihm. Sie gingen jetzt alle Tage auf das Oberwiesenfeld hinaus und schossen mit ihren Luftdruckgewehren Mäuse ab. Es war ein feiner Sport, fast wie eine richtige Jagd, die einen schnellen Schuß erforderte. Hin und wieder gelang es ihnen auch ein Wiesel zu erlegen. Ehe man heimging wurde Strecke gelegt, zwanzig, dreißig, auch fünfzig Mäuse lagen da oft in einer Reihe. Die Eulen und Pepi hatten gute Tage.

Endlos zogen die Vogelflüge daher. Eines Morgens waren Krähen dagewesen, die sich den ganzen Vormittag mit Pepi unterhalten hatten. Als Bembes dann von der Schule heimkam, war die Pepi nimmer da. Sie war anscheinend mit den andern davongeflogen. Der Bub war sehr unglücklich und bereute bitter, daß er ihr allzu vertrauensselig in letzter Zeit die Flügel nimmer gestutzt hatte. Anna aber tröstete ihn und sagte, daß die Pepi bestimmt wiederkäme, weil sie sich nicht selber ernähren könne. Sie hätten daheim, auf ihrem Dorf, einmal den gleichen Fall gehabt, und nach vierzehn Tagen sei die Krähe vollkommen ausgehungert von selber wieder

zurückgekommen. Bembes hatte die Pepi furchtbar gern, das merkte er erst jetzt, seit sie nimmer da war.

Als er am Mittwoch gegen Mittag von der Schule heimkam, sah er an der Ecke Hohenzollern- und Winzererstraße einen großen Menschauflauf. Er dachte, daß da vielleicht ein paar Leute rauften, denn es war eine Wirtschaft in der Nähe. Und er lief schnell hinüber, um nachzuschauen. Es war immer sehr interessant, wenn einer verhaftet wurde. Aber die Leute guckten alle nur auf ein Dach hinauf, auf dessen Giebel eine zerzauste Krähe hockte, die einen gebrochenen Flügel herunterhängen ließ. Er erkannte sie sofort und erschrak, denn sie sah jetzt einem Schornsteinbesen ähnlicher als seiner alten, lieben Pepi. Aus einer Dachluke schielten ein paar Männer zu ihr hinauf, und die Pepi äugte sie genau so schief an und schrie in einem fort wütend: „Hurrah!“

Die Leute waren ganz begeistert von ihr. Manche sagten, daß sie ein wertvoller Vogel sei, weil sie sprechen könne. Andere schimpften und fragten, wer ihr wohl den Flügel kaputt gemacht haben könne. Die meisten sagten, daß es ganz gemein sei, das Tier dadroben verkommen zu lassen, das sicher seinem Herrn nur ausgekommen wäre, und dann schrien einige, daß man die Feuerwehr holen solle. Die hätte es gleich. Es war auch ein Schutzmann da, der den Leuten sagte, daß sie auseinandergehen sollten, und was sie da überhaupt zu schauen hätten, wo doch nichts los sei. Dann nahm er einen Mann am Ärmel und wollte ihn wegschieben. Der ließ sich's aber nicht

gefallen und schrie: „Für Sie gibt's da freilich nix z'schauen, weil S' kein Herz hab'n. Aber i bin vom Tierschutzverein, das lassen S' sich fein g'sagt sein. Und i verlang', daß man dös arme Viecherl da runterholt! Und zu was hab'n wir denn eine Feuerwehr? Die hat ja sowieso nix z'tun, wo's nirgends brennt!“ Der Schutzmann schob ihn dann wieder ein bißchen weiter und sagte, daß die Feuerwehr für solche Kleinigkeiten nicht da sei. Die käme nur, wenn ein Pferd stürze oder bei einem Brand.

„Dös is keine Kleinigkeit, Sie Herr!“ sagte der Mann dann aufgeregt, „für Sie vielleicht, aber für mi net. Und zu was zahl' i denn meine Steuern? Ha? Vielleicht daß die Herrn Beamten recht rumlehnen können und nix z'tun hab'n? Dös sieht man ja gleich an Ihnen – bei sowas seid's da. Aber wenn amal recht g'rauft wird – dann sieht man kein' von euch! Ihr wär't mir so die richtigen Beamten!“

Der Schutzmann wurde jetzt auch wütend und drehte an seinem Bart herum, dann rollte er die Augen und sagte: „Sie, nehmen Sie sich fein in acht! Wissen S', was Sie da machen? Dös is Beamtenbeleidigung!“ Der Mann aber hatte gar keine Angst. Er riß sich los und sagte: „Tun S' Ihre Händ da weg! I bin kein Spitzbub net. Zeigen S' mi halt an, oder schreiben S' mi auf. Aber dös anlangen kann i net vertragen. Dös merken S' Ihnen fein!“ Die Leute sagten alle, daß der Schutzmann kein Recht zum Anlangen habe, er solle sich lieber um das arme Tier da droben kümmern, als um den

Mann, der wo die Wahrheit sage. „Und i sag’s noch amal“, schimpfte der, „d’Feuerwehr muß her! Ob S’ wollen oder net!“ Der Schutzmann sagte, er solle ihm seine Personalien geben und zog ein Notizbuch heraus. Aber gerade, wie er zu schreiben anfangen wollte, schrien die Leute ganz wütend auf, weil die Männer von der Luke aus mit einer Stange nach der Pepi gelangt hatten, die war nun auf die Dachrinne heruntergefallen, so daß ihr lahmer Flügel auf die Straße herunterhing. Der Mann wurde ganz rabiat und schrie: „Ja sehen Sie’s denn net, dös Elend! San Sie überhaupt noch a Mensch? Sie ... Sie ... Sie Beamter!“ Und die Leute schrien den Schutzmann furchtbar an, daß er gar nimmer wußte, was er tun sollte, und sein Notizbuch wieder einsteckte. Jezt kam aber ein Wachtmeister dazu, und der Schutzmann war sehr froh darüber. Er machte ihm Meldung, und sie fragten sich gegenseitig, was sie tun sollten. Und der Schutzmann sagte, jetzt glaube er bald selbst, daß die Feuerwehr gut wäre, Aber der Wachtmeister meinte, daß die Feuerwehr den Raben auch nicht kriege, weil er davonflattere.

Jetzt erst bekam es Bembes mit der Angst. Er dachte, daß sie ihm dann seine Pepi vollends kaputt machen könnten, weil die Erwachsenen ja alle keine Ahnung von Viechern haben. Und so stellte er sich vor den Wachtmeister hin und sagte: „Wenn S’ mi an einem Strick ’nunterlassen, will i d’Pepi holen, weil s’ ja net allein nauffliegen kann mit dem kaputten Flügel.“ Der Schutzmann fragte ihn dann, ob er den Raben meine. Und er sagte: „Ja, es is aber gar

kein Rab', sondern a Krähe, die i mir zähmt hab'." Jetzt schimpfte der Schutzmann wieder und meinte, es sei doch ein Saustall, daß er das jetzt erst sage, und er solle machen, daß er mit ihnen hinaufkomme, um den Vogel zu holen. Sie machten dann eine Gasse und alle Leute schauten ihnen nach.

Auf dem Speicher standen auch schon mehrere Männer, und es war einer dabei, ein alter, der sagte: „Ja mei', 's gibt halt keine schneidigen Leut' mehr,. Wie i so a Bursch von fünfzehn, sechzehn Jahr war, da wär' i pfeilgrad naus und hätt' den Raben g'holt. Jett geht's freilich nimmer!“ Und ein jüngerer meinte: „Wer gibt einem denn nachher was, wenn man runterfällt und hin is!“ Der Schutzmann schob sich dazwischen und sagte: „Platz machen!“ Und dann meinte er zu Bembes: „Vielleicht kommt er so rauf! Ruf ihn einmal!“ Und sie hoben ihn an die Dachluke, damit er rief. Und als die Pepi ihn hörte, war sie ganz verrückt vor Freude. Sie schlug mit dem gesunden Flügel und hüpfte bis unter die Luke heran. Aber sie konnte nicht heraufkommen und rutschte immer wieder ab. Es war sehr rührend, und er hatte starkes Mitleid mit ihr, so daß er zu dem Schutzmann sagte: „Sie kann's net machen. Binden S' mi fest an, dann hab' i s' gleich!“ Die Männer banden ihn nun an ein doppeltes Seil und ließen ihn über das Dach hinunter. Und die Pepi war ganz außer sich und schrie: „Hurrah! Hurrah! Hurrah!“ Es war sehr leicht und gar nicht gefährlich. Die Leute aber auf der Straße meinten es.

Auf einmal tat es drunten, als wenn es laut regnete, so klatschten sie, und dann schwenkten sie die Hüte und schrien: „Bravo, Bub! Bravo!“

Als er hereinkam, klopfte ihm der Wachtmeister auf die Schulter und sagte, daß er sehr tapfer gewesen sei. Und er solle jetzt besser auf seinen Raben aufpassen. Und wie sie hinunterkamen, standen immer noch Leute da, die die Pepi anschauen wollten. Und auf einmal war auch eine alte Dame da, die sagte: „Ich habe alles gesehen! Alles!“ Dann holte sie eine Mark aus ihrem Geldbeutel heraus und sagte: „Da nimm es nur, du lieber, du herrlicher, tapferer Bub! Es war großartig!“ Und dann gab sie ihm einen schallenden Kuß, und alle Leute lachten, weil er sich so genierte, Die Schutzleute machten ihm Platz, damit er heimgehen konnte, und die Pepi war ganz glücklich in seinem Arm und kullerte leise vor sich hin, wie immer, wenn ihr etwas recht behagte.

Zu Hause schiente er den gebrochenen Flügel, und er wuchs später ganz gut wieder an.

Bembes hatte daheim nichts erzählt und nur gesagt, daß die Pepi wiedergekommen sei, und daß sie einen gebrochenen Flügel habe. Anderntags nach dem Mittagessen, als der Vater, wie immer, die Zeitung las, schob er auf einmal den Zwicker herunter und schaute ihn von der Seite an. Dann las er es noch einmal. Und dann nahm er ihn ganz herab. Er hielt Bembes das Blatt hin, deutete mit dem Finger auf eine Notiz und fragte: „Bist du das gewesen?“ Bembes war es gleich siedendheiß den Buckel hinunter gelaufen, weil er dachte, daß

am Ende von dem, was sie im Sommer alles angestellt hatten, etwas herausgekommen sei. Aber dann las er unter der Überschrift „Ein tapferer Junge“, was er gestern gemacht hatte. Und er gab zu, daß er dieser Junge gewesen sei.

Der Vater reichte die Zeitung der Mutter hinüber und sagte, daß es eigentlich unglaublich sei. Er sei wohl stolz darauf, daß sein Sohn soviel Schneid habe. Aber es sei gar nicht auszudenken, wie es gewesen, wenn er heruntergefallen wäre. Die Pepi bringe sie noch alle unter den Rasen, wenn es so fortgehe. Die Mutter schrie laut hinaus, nachdem sie es gelesen. Sie sagte, daß sie es sich nicht vorstellen dürfe, sonst würde sie ohnmächtig, und daß sie der Schlag getroffen hätte, wenn sie zufällig dazugekommen wäre. Heute Nacht könne sie bestimmt nicht schlafen.

Es war fein, ein tapferer Junge zu sein. Beim Fritsch wurde er hereingerufen und bekam ein Stück Apfelkuchen, und beim Krämer mußte er es auch erzählen und bekam dann einen Riegel Karawanen-Schokolade. Und alle Buben wollten mit ihm auf der Straße gehen, damit man sie mit ihm sah. Nur der Hans und der Reinhard sagten, daß da nichts dabei sei, und warum man so ein Geschrei daraus mache. Das wußte Bembes aber selber nicht. Eines tat ihm leid, daß es nicht früher passiert war, so daß unter den Zuschauern die Ileana hätte sein können. Sie wäre dann sicher dageblieben oder mit ihm geflohen.

Es ist schon etwas daran, wenn man sagt, daß ein Unglück selten allein kommt. Wenige Tage später starben die Sumpfohreulen. Bembes hatte ein paar tote Mäuse im Keller gefunden, die er an sie verfütterte. Aber die Mäuse waren vergiftet gewesen.

Die Eulen hatten geahnt, daß sie sterben mußten. Bembes hatte sie auf den Schoß nehmen müssen, und sie hatten immer mit den Schnäbeln geknappt und ihn ganz rührend dabei angeschaut. Dann hatten sie Krämpfe bekommen, und es hatte nichts geholfen, daß er ihnen warme Milch eingeträufelt hatte. Mit ihren schönen, großen Augen, über die die Lider immer schwerer zuckten, waren sie schließlich in seinen Händen verendet. Ein Zittern noch, die Fänge krallten sich zusammen und dann war es aus. Was halfen alle Vorwürfe, alle Tränen. Im Pumperhölzl auf dem Oberwiesenfeld begrub er sie still. Und ihr Grab ward von seinen Tränen naß.

Drei Tage später starb der Liebling des Hauses, Tloi. Der Vater hatte irgendwo an einem Strauch noch Früchte gefunden und sie für Vogelbeeren gehalten. Tloi mit seinem lieben, klugen Köpfchen, mit dem melodischen Pfiff und seiner hundertreuen Anhänglichkeit war der stille, gute Geist des Hauses gewesen. Sogar der Vater hatte Tränen für ihn übrig, und die Mutter und Anna weinten hemmungslos dahin. Bembes aber wurde krank und lag ein paar Tage mit starkem Fieber zu Bett.

Fischen im Eis

Es war kalt geworden. Der Würmkanal lag noch offen, die stehenden Wasser überzogen sich schon mit klarem Eis, und auf den Grundwassertümpeln der Kiesgruben konnte man bereits Schlittschuh laufen. Die stillen Spiele lebten auf, die Bastelei, der Briefmarkenhandel, der Tausch. Die früh einsetzenden Abende eigneten sich auch gut für Morganatenversammlungen. Die Bankerten kamen nur selten ins Moos. Bis ihnen der Geringer Seppl einmal erzählte, daß er am Samstag mit seinem Vater in Moosach gewesen sei. Sie hätten da einen ganz neuen Karpfenweiher entdeckt, in dem eine Unmasse schwerer Fische gewesen seien. Sie ließen sich die Stelle genau beschreiben und liefen am andern Nachmittag, ohne den Geringer, der Wäsche austragen mußte, hinaus.

Der Weiher lag ziemlich tief in einem Sumpfstück versteckt. Er war schon fest zugefroren, und sie sahen auch nicht die vielen Fische, von denen der Geringer geschwärmt hatte. Nur in einer Ecke, wo dichtes Schilf war, hatten sich am Ufer ein paar fette Karpfen eingeschoben. Die andern staken schon im Tiefen, im Schlamm, wo man jetzt nimmer hinkommen konnte. Sie überlegten. „Wenn man sie prellen könnt’, daß sie schwindlig werden, könnt’ man sie schon kriegen“, meinte Bembes.

Sie suchten schwere Gegenstände oder Steine, aber es gab hier nichts als Gras und Moos. „Dös is schad!“ sagte der Reinhard, „sie sin so fett wie Ferkel und wiegen unter Brüdern gut ihre acht Pfund!“

Alles, was sie fanden, war eine Tafel, die neben dem Loch lag, in das sie später gesteckt werden sollte, auf der „Fischen verboten!“ stand. Es störte sie aber nicht, weil vieles, was schön war und was man gerne tat, verboten war. Die Tafel war an einen schweren Eichenpfahl angenagelt, und es kam ihnen eine gute Idee. „Wenn wir den Pfahl zu dritt wie einen Rammer heben und hinunterplumpsen lassen, prellt er auch!“ meinte Hans. Sie freuten sich, daß sie jetzt was hatten, mit dem es gehen konnte. Es war sehr fein. Sie schleiften ihn an das Ufer hin und stellten ihn vorsichtig halb aufrecht am Weiherrand über den Fischen auf. Dann sagte der Hans: „Höh – ruck!“ worauf sie ihn gleichzeitig mit einem Wurf auf das Eis fallen ließen. Das Eis zerbarst wie Glas, der eine Karpfen schoß schräg davon, weil er nicht getroffen war, der vordere aber war mit der Nase in den Dreck gefahren und zeigte die weiße Seite.

Wenn Bembes einen großen Fisch sah, geriet er immer ganz aus dem Häuschen. Es juckte ihn dann in allen Fingern. Es ging ihm da nicht anders wie einer Katze, die eine Maus laufen sieht. Mit einem Satz war er schon im eiskalten Wasser, packte den Karpfen hinter den Kiemen und zog ihn unter dem Jubelgeschrei der andern vollends heraus. Er war wirklich wie ein Ferkel, der Karpfen, wie ein

kleines Schwein. Dick und fett und von prachtvoller Farbe. Als er wieder zu zappeln anfang, schlug ihn Bembes an der Tafel tot.

Es fing zu schneien an, und sie fanden, daß es besser sei, weil man sie dann viel schlechter sah, denn sie wollten den andern auch haben, der sich neben einer Binseninsel am drüberen Ufer eingeschoben hatte. Man sah nur seinen blauen Rücken, der vom aufgewühlten Schlamm braun überpudert war, und die breite, ruhig wehende Schwanzfahne. Der Karpfen war dort leider nicht so leicht zu prellen. Bembes stieg vorsichtig, damit der Fisch nicht erschrecke, auf das Eis hinunter, um den Pfahl zu dirigieren. Er hatte ihm auch schon die Richtung gegeben, der Hans schrie eben: „Also, paßt’s auf, – Höh ...“ dann plärrte er plötzlich: „Aaah!“ und der Balken fuhr kraftlos herunter, und Bembes, der wütend herumgefahren, sah mit einem Blick alles. Droben stand ein Mann, der die beiden hinten am Kragen gepackt hatte.

„Bembes, lauf’ mit’m Fisch davon!“ schrie der Reinhard.

Und der Mann schimpfte ganz gemein: „Hab’ i euch endlich derwischt, ihr Saubuam, ihr dreckigen, ihr Mistbankerten, ihr miserabligen, Diebsdeifi, stinkete! Solche Hundsfratzen, wie ihr seid!“ Er schüttelte sie kräftig durch und stieß sie aneinander: „So, jetzt hammer euch! Jetzt kimmts mit auf d’Schandarmerie!“

Bembes war inzwischen über das Eis an das andere Ufer gelaufen. Er hatte wenig Angst um die Freunde. Die wurden schon mit dem

Mann fertig, wenn sie erst zu kratzen und beißen anfangen. Aber er versuchte noch ein anderes Mittel. Er ging gemächlich auf seinen Karpfen zu und begann, ihn in seine Joppe einzuknöpfen. Der Mann geriet darüber ganz aus dem Häuschen:

„Legst ihn gleich hin, du Hundsbua!“

Bembes grinste recht unverschämt und sagte: „Acht Pfund hat er mindestens!“

Im gleichen Augenblick, wie er das sagte, rissen sich Hans und Reinhard los. Zuerst war der Mann ratlos, dann stürzte er auf Bembes zu, der aber war mit ein paar Sprüngen am offenen Bach, durch den, das weiß man ja, Erwachsene im Winter nicht gern laufen. Hans und Reinhard hatten bereits guten Vorsprung, es kam also nur noch auf ihn an. Der Mann mußte sich erst eine Stelle suchen, wo er hinüberspringen konnte. Bembes war nicht nett an diesem Tage. Er foppte den Mann dauernd. Er lief immer mit genau berechnetem Vorsprung, ließ den Tobenden lungenrasselnd näher kommen, dann zog er spielend wieder ein paar hundert Meter vor. Erst vor der Moosacher Fasanerie änderte er seine Taktik. Die Ecke war ihm des Jägers wegen zu gefährlich. Er holte plötzlich heraus, was er hatte, schlug ein paar Haken, und hatte den Mann schon aus den Augen verloren, als er auf dem Oberwiesenfeld die Freunde in gemütlichem Trabe laufen sah. Vor der Farm erwarteten sie ihn. Sie gingen hinein und schauten den Karpfen an und hatten das Gefühl, daß sie ihn jetzt erst ehrlich verdient hatten. Sie konnten sich gar

nicht satt sehen an der schönen Beute. Es war nur schade, daß ihn keiner mit heimbringen durfte, Und so bekam ihn der Geringer Seppl, der sich sehr darüber freute.

Die Dampfmaschine

Es schneite immer mehr. Die weiten Wiesen vor der Stadt glichen bald einer phantastischen Mondkraterlandschaft. Tag für Tag fuhren die Münchner Schneeabladewagen dort hinaus. So entstand allmählich eine wilde, hügelartige Landschaft, deren Romantik die Buben schnell heraus hatten. Die großen Haufen wurden ausgehöhlt und mit Kisten möbliert. In diese Räuberlöcher schlepp-ten sie alles hinein, was zu Hause nicht niet- und nagelfest war: Ein altes Kanonenöferl zum Beispiel, das sie in einem offenen Werkzeugschuppen gefunden hatten und mit Bauholz heizten. Es wurden Äpfel darauf gebraten; Kartoffeln und zum mindesten sehr eigenartig schmeckende Suppen darauf gekocht. Bei den Morganatenzusammenkünften gab es oft Punsch oder Tee, und die Pläne, die sie hatten, waren so schlecht wie ihr Gesöff. Es war ein Glück für die ganze Umgebung, daß ihre Phantasie schon wieder etwas anderes vorhatte, wenn das zuerst Erwogene zur Ausführung kommen sollte.

Aus den elterlichen Wohnungen verschwanden neben allerlei Eßbarem oft ganz eigenartige Dinge, für die sie gar keine Verwendung hatten, die höchstens „fein“ aussahen: Vorhangstangen und Portieren, Honigtöpfe, Pfannen, Weinflaschen und Humpen, Eingemachtes und Briketts. Ein Waffeleisen war da, aber sie wußten nicht, wie man die Waffeln machte. Einer hatte seinem Vater ein paar

Rehgehörne gestohlen, die jetzt rußig und verdreckt an der nassen Wand der Häuptlingsbude langsam aus den Nähten gingen. Zementsäcke dienten als Teppiche. Der Schaller hatte einen Wecker gestiftet. Eine schwarze und mit Stearintropfen bekleckste Decke, die den Tisch zierte, war früher ein blütenweißes Damasttisch Tuch gewesen. Anna hatte eben leider einmal vergessen, den Wäscheschrank zuzusperren. Über der Häuptlingshöhle bauchte sich die Totenkopfflagge im Winde. Es waren Patrouillen aufgestellt, die sofort zu melden hatten, wenn der Feind das Gebirge betrat, dessen Täler und Schluchten nach berühmten Männern der Zehnpfenniglitteratur benannt waren. Ohne Parole gab es keinen Einlaß, und man war immer genügend bewaffnet, um einem Überfall der Schwabinger begegnen zu können. Die aber hatten anscheinend noch genug von der letzten Schlappe, und der Ruf der Oberwiesenfelder wurde allmählich so zweifelhaft, daß es manchen Buben der angrenzenden Viertel streng verboten ward, mit ihnen zu verkehren.

Gegen Weihnachten setzte ein milderer Wetter ein. In den mit Latten ausgeschlagenen Höhlen wurde es ungemütlich. Mitten in einer feierlichen Sitzung konnte es geschehen, daß einem eine Lawine kalten Matsches in den Nacken lief. Die Höhlen standen bald voller Wasser. Der Ofen rauchte, daß man schier erstickte, Und eines Morgens, nachdem es nachts durchgeregnet hatte, als sie ihre Höhle suchten, war sie nimmer mehr als ein Trümmerhaufen, unter dem

die mühsam zusammengetragenen Dinge vergraben lagen. Sie gruben wie nach einem Erdbeben ihre Schätze wieder aus. Aber das meiste ließen sie liegen. Es war bereits unbrauchbar geworden.

Trotz des romantischen Lebens kam Bembes in der Schule ganz gut vorwärts. Jetzt, da er nur noch die paar Hasen und das kleine Zeug zu ernähren hatte, wo das Moos, die Bäche und die Wiesen nimmer lockten, machte er spielend seine Aufgaben. Es war allerdings noch ein anderer Grund dabei, der ihn so lernbereit und willig machte, Er brauchte nur an das vergangene Weihnachtsfest zu denken, an sein Erlebnis mit der Dampfmaschine, um gegen größere Dummheiten gefeit zu sein.

Das mit der Dampfmaschine war so gewesen: Bembes hatte sie, da er gelegentlich seine Mutter mit in die Stadt begleitete, in der Spielwarenhandlung von Obletter stehen sehen. Es war eine Pfundsmaschine mit zwei Spiritusfeuern, Sicherheitsventil, Regulator, Dampfpeife und einem Riesenschwungrad. Die Mutter hatte ihn kaum noch davon wegbringen können.

Am andern Tag stand er mit seinen beiden Freunden schon wieder vor dem Schaufenster. Sie waren dermaßen begeistert, daß sie sich nur noch fortissimo unterhalten konnten: „Mein Lieber!“ schrie Bembes, „die Maschin’ hat dir eine Kraft, dös sag’ i dir – eine ganz barbarische! Da wenn du dir eine Transmission dazu baust – mit

einem Eisenstangl und a paar Radeln wär gleich eine g'macht – da könntst allerhand damit anfangen. Die müßt' bei mir Kaffee mahl'n und Wasser pumpen oder a Rundsäg treiben. An Schleifstein tät i hinhängen und Messer tät i schleifen – um a Fünferl 's Stück – dös wär' dir ein G'schäft!“

„An Schleifstein treibt s' nie net!“ meinte der Hans. „Und rriegen tun mir's auch net!“

„An kleinen tät s' schon treiben. Es kommt bloß drauf an, wieviel PS daß s' hat. A viertelte Pferdestärk' hat s' mindestens!“

„Geh, laß di net auslachen! A zehntel PS wenn s' hat, dös ist fein schon allerhand. Da darfst z'frieden sein!“

Sie stritten hin und her über die Vorzüge der Prachtmaschine und ließen in ihrer Begeisterung keinen Menschen mehr an die Auslage heran, bis man im Laden auf sie aufmerksam wurde und sie verjagte ...

„Mir wär's ganz Wurscht“, fing Bembes auf dem Heimweg wieder an, „i nehmet die Maschin' wie s' is. Man könnt's docch zu allerhand brauchen. Zuerst amal könnten mir unseren laufenden Scheibenstand damit treiben, Jetzt muß d' allweil d'Kurbel drehn und dabei weißt nie, ob dir der ander net amal aus Versehen auf d'Prazzen 'naufschießt! Mit der Maschin' aber ging alles von selber, und man könnt's so einrichten, daß sich nach'm Schuß die Scheiben wieder automatisch aufstell'n täten. Da könnten mir uns a ganze

Masse Arbeit damit sparen. Dös müßt's doch selber zugeb'n.“ Freilich, das konnte keiner leugnen.

„Nur der Hans, der etwas skeptische, meinte: „Daß du di bloß so aufregen magst? Mir kriegen | ja doch net. Weil unsere Leut' kein Geld für sowas hab'n. Die kostet vielleicht ihre fünfzig Mark –“ – „Wenn's langt!“ unterbrach ihn Bembes. – „Na meintwegen auch noch mehr. Also, wer hat denn dös? Sowas kriegen d'Kinder von ganz reiche Leut', der Bub von an Fürsten vielleicht oder am End' gar a Prinz.“

„'s wird schon einer kriegen, der wo nix davon versteht!“ meinte der Reinhard resigniert.

„I wenn a Prinz wär' –“ Bembes unterbrach sich und starrte gespannt auf die andere Straßenseite, wo eben ein größerer Bub um die Ecke gewischt war – „ja habt's den net g'sehn? Was will denn der bei uns herüben! Dös is der Fliegenkas g'wesen! Und hast keinen Stein in der Taschen und net amal a Roßbolln is da, den man ihm nachschmeißen könnt – – I wenn a Prinz wär'“, spann er den alten Gedanken fort, „nachher lasset i meinem Vater kein Ruh', bis i die Maschin' hätt'!“

„Wenn – der Hund net g'schissen hätt', hätt' er d'n Hasen g'fangen ...“

„I wenn a Prinz wär' – nächher ging's uns gut!“ schloß Bembes.

Wenn es auch nicht die herrliche, große sein konnte, eine Dampfmaschine wollte sich Bembes doch zu Weihnachten wünschen. Fast jeden Tag hielt er seiner Mutter Vorträge über den Nutzen eines solchen Geschenkes und er ließ durchblicken, daß je kräftiger sie sei, dies auch dem Haushalt um so mehr zugute käme. Wenn er beispielsweise die Wandkaffeemühle nur ein wenig umbaute, müsse man glatt Kaffee damit mahlen können. Welcher Vorteil! Wie praktisch! Die Mutter war nicht ganz seiner Ansicht. Sie fand es eher unbequem, wenn die Anna morgens erst zum Kaffeemahlen eine Dampfmaschine heizen solle. „Als ob man das Wasser dann net gleich zum Anbrühen nehmen könnt’!“ – Aber auch davon wollte sie nichts wissen. Er aber ersann unentwegt neue Verwendungsmöglichkeiten.

Es war allmählich Zeit geworden, mit den Weihnachtsvorbereitungen zu beginnen. Der Vater sollte eine Kragenschatulle bekommen, für die Mutter sägte er eine Handschuhschachtel aus, und die Anna sollte einen Bilderrahmen aus Kerbholz haben, den er sich mit Silber bronziert und mit einer selbstgemalten Landschaft versehen dachte. Er freute sich schon auf die Überraschung und war überzeugt, daß die Anna sein Werk an einem besonderen Platz in ihrer Kammer aufhängen würde.

Eines Morgens hatte der Postbote eine hohe Postanweisung für den Vater gebracht. Die Mutter hatte ihm nachher erzählt, daß das

Geld, ein wahrhaft vornehmes Geschenk an die Familie, vom Onkel Max aus Transvaal gewesen sei, der sich Vater für seine Unterstützung während des Burenkrieges erkenntlich zeigen wollte.

Kurz vor dem Fest mußte die Mutter mit Anna zur Besorgung von Weihnachtseinkäufen in die Stadt fahren. Bembes war allein zu Hause. Er bastelte in seinem Zimmer, das, solange er arbeitete, niemand betreten durfte, der nicht vorher gefragt hatte. Er war gerade dabei, die Schatulle auszukleben. Auf einmal vermißte er einen Bogen Silberpapier, der heute morgen gewiß noch dagewesen war. Vielleicht hatte ihn die Anna aus Versehen weggeräumt? Er suchte überall danach, in der Küche, in der Kammer, im Wohnzimmer und im Bad. Er durchwühlte den Papierkorb, schaute auf allen Schränken nach, und bei diesem Tun geschah es, daß er auf dem Küchenschrank ein großes Paket entdeckte, das früher bestimmt nicht dort gewesen war. Er nahm einen Stuhl und holte es herunter. Plötzlich begannen seine Hände zu flattern, als er auf dem Adressenkopf den Namen der Firmat „Obletter, Spielwarenhandlung“ las.

Da stand er nun mit dem Ding. Er wollte es sofort wieder zurücklegen, aber die Versuchung war schon da, indem er bedachte, ob es die echte, große oder eine kleinere Dampfmaschine sei. Das Paket war ziemlich schwer. „Stell’ es wieder hinauf!“ meinte es eine Stimme wohl mit ihm. Die Versuchung aber meinte, daß man wohl ein bißchen hineinspicken dürfe, weil es der Maschine ja nichts

schadete. Er glaubte, daß die Versuchung recht habe und ging mit dem Paket in sein Zimmer hinüber. Vorsichtig begann er die Umschnürung zu lösen. Eine schöne, bunte Holzkiste kam zum Vorschein. Behutsam lüftete er den Deckel, erst ein wenig, dann ganz. Man konnte immer noch keine Maschine sehen, weil zuviel Holzwolle herumgewickelt war. Nach der Holzwolle kam feines Seidenpapier. Und dann – jetzt gab es keinen Zweifel mehr – die große, die richtige Maschine ... War er schon soweit, dann mußte er sie auch herausnehmen. Dieser Glanz! So ein Schwungrad! Ganz ergriffen hockte er vor dem Wunder, seine Augen streichelten die schönen, blanken Teile, Wenn die erst einmal lief!!

Da – pfffen die Freunde. Zuerst wollte er keine Antwort geben. Dann aber plagte ihn der Hochmut. Mein Gott, würden die Augen machen! Und schon stand er am Fenster und gab ihnen ein Zeichen heraufzukommen.

Sie waren wirklich hingerissen. Es schien ihnen unfassbar. Neid wurmte. Aber sie waren feine Kerle und überwand den Zustand schnell, Nur eines: „Hörst du! Du darfst sie net allein laufen lassen! G’wiß net! Mir müssen das erstemal mit dabei sein. Gleich am ersten Feiertag lassen mir s’ laufen!“

„Gilt!“ erklärte Bembes stolz.

Die erste Erregung hatte sich gelegt. Der Hans spielte gedankenvoll am Schwungrad herum, Plötzlich meinte er: „Die taugt nix! Dös Schwungrad geht viel z’schwer!“

„Depp!“ fuhr Bembes hoch. „Paß nur auf, wenn der Dampf dahinter is, wie die nachher läuft!“

„I glaub’s net!“ krittelte Reinhard. „Es is wirklich kaum zu bewegen, dös Radl da. Vielleicht kommt’s davon, daß alles noch viel z’neu is!“

Bembes ahnte noch gar nicht, wo die andern hinauswollten. „Ihr habt ja gar keinen Begriff, was für einen Druck so ein Dampf hat. Der hat allerhand Atmosphären, dös könnt’s glauben!“

„I tät’s umtauschen!“ meinte unerbittlich der Hans.

„Warum denn, du Rindvieh, wo mir doch gar net wissen, wie s’ läuft!“

„I glaub net, daß s’ gut läuft!“ sagte der Reinhard. „Das Einfachste wär’ halt, man tät s’ probieren. Mit einer Flamm’ nur, dann wüßt man gleich, was mit ihr los is. Sonst kannst di an Weihnachten krumm damit ärgern!“

„Ja nächstens! Und dann merkt man’s, und mein Vater haut mir den Hintern voll, daß mich’s jetzt schon friert, wenn i bloß drandenk“. Und d’Maschin tät er mir womöglich auch noch wegnehmen. I dank schön für den Rat!“

„I weiß net. I tät s’ trotzdem probieren. Dös merkt ja niemand, wenn man nachher alles wieder sauber putzt. Da is gar nix dabei.“

„I tät’s gleich, wenn i du wär’!“

„I bin aber net du!“

Das Schwungrad schien wirklich ein wenig hart zu gehen. Herrschaft, wenn die Maschine, die soviel Geld gekostet hatte, nun wirklich schlecht ginge. Das wäre ja hundsgemein!

„Dös Radl hat mir gleich von Anfang an net recht g’fall’n!“ stichelte der Hans.

„Bei uns is heut gar niemand daheim“, warf der Reinhard hin, „da könnten mir s’ ausgezeichnet probieren! Vielleicht geht’s auch ganz gut. Nix G’wisses weiß man ja net. Mir wüßten dann, was los is, und nachher packen mir s’ gleich wieder ein!“

„I weiß net!“ zögerte Bembes. „Meinetwegen! Aber net mehr als notwendig is. Nur damit man sieht, wie s’ geht!“

„Natürlich, nur damit du siehst, wie s’ geht!“ beteuerten die beiden.

Sie halfen ihm mit auffallendem Eifer die Maschine wieder in die Kiste zu legen. Dann stürmten sie wie die Wilden in die Wohnung der Freunde hinauf.

Die waren jetzt fast eifriger als er bei der Sache. Reinhard“ hatte im Nu die beiden Feuerungen aufgefüllt, nicht eine, wie sie vorher

ausgemacht hatten. Hans gab Wasser in den Kessel, und Bembes mußte sich beeilen, daß er – als der Besitzer – wenigstens noch anzünden durfte. Jetzt hockten sie um den Tisch herum und horchten auf das leise Rumoren im Kessel. Der Regulator begann sich langsam zu drehen, wurde schnell und immer schneller, so daß man seinen Bewegungen bald nicht mehr folgen konnte. Eine wilde Begeisterung hatte die Buben erfaßt.

„Herrschaftsaxen!“ jubelte der Hans. „Dös is fein schon was ganz Pfundiges!“

„Aufpassen!“ Bembes fühlte sich ganz erhaben. „Also zuerst laß i s’ pfeifen, und dann geben mir ihr Dampf!“

Die Pfeife ging unglaublich. Jetzt ließ er Dampf in den Kolben strömen, das große Schwungrad begann sich zu drehen, immer schneller, bis es zuletzt nur noch eine herrliche, blitzende und flimmernde Scheibe war.

„Hab’ i ’s net g’sagt ?“ schrie Bembes ganz beglückt. „Die läuft ja wie der Teufel! Der fehlt aber auch gar nix!“

„Geh, laß mi auch amal pfeifen!“ bat der Reinhard.

„Pfeif halt!“

Es war wirklich unglaublich, wie laut das Ding tat.

„A bissl was sollten mir schon hinhängen“, schlug der Hans vor. „Es is ja schad um die verlorene Kraft! Wie wär’s jetzt mit der

laufenden Schießscheibe? Wenn mir die Handkurbel wegmachen, dann zieht sie es glatt!“

„Ausg’schlossen!“ riet Bembes ab. „Da müssen mir uns erst eine Übersezung machen. Und mir ham auch gar keinen Treibriemen net!“

„A ledernes Schuhbandel geht auch!“ Und der Reinhard lief weg, um eines zu holen.

Sie montierten die Kurbel ab. Dann zogen sie den Riemen über das hölzerne Antriebsrad des Scheibenstandes. Hans rief: „Los!“ Die Maschine spuckte und zitterte und endlich flog der Treibriemen herab.

„So geht es net“, erklärte Bembes, „weil das Bandel keine Angriffsfläche hat.“ Rasch schlugen sie am Rande des Holzrades einige Rundstifte ein, und jetzt, da der Riemen nimmer abgleiten konnte, zog die Maschine die blechernen Zielfiguren langsam, aber doch auf eine wunderbare Weise über das Feld.

„Mir müssen noch viel mehr Dampf machen!“ drängte Reinhard. „Die Flamm’ is schon ganz schwach!“ Sie löschten die Feuerung aus und füllten sie gründlich nach. Bembes stand am Scheibenstand um das Ganze zu dirigieren. „Wenn i ‚Los!’ sag, gibst d’ Dampf!“ schrie er.

Die Maschine bibberte ganz gewaltig. Bembes wunderte sich noch darüber, denn er konnte ja nicht wissen, daß der Reinhard das

Sicherheitsventil mit einem Drahtstück festgebunden hatte, damit kein Dampf verlorengehe.

„Also – paßt auf –“,

Der Reinhard hatte den Finger klar am Hebel. Und dann gab es – ehe Bombes noch „Los!“ schreien konnte – einen gewaltigen Krach. Irgend etwas, das an die Decke geflogen, plumpste nun wieder herunter. Das Zimmer war voll dichtem Dampf, auf dem Boden wälzte sich der Reinhard und heulte gottserbärmlich. Bei den Vorhängen, wo die Feuerung hingeflogen war, gloste es rötlich auf, flatterte es zuckend am dünnen Stoff empor. Und jetzt begriffen sie erst. Bombes sah Hans wie einen Schatten durch das Graue wischen und den Stoff herunterreißen. Er lief hin und half ihm vollends, die Glut zu zertreten. Sie rissen das Fenster auf, durch das der Rauch sackig und schwer in die kalte Luft hinausquoll. Jetzt brauchte einer nur noch zufällig heraufzuschauen und die Feuerwehr alarmieren!

Langsam wurde es sichtiger im Zimmer. Reinhard lag wimmernd auf dem Sofa. Aber Bombes hatte kein Mitleid mit ihm. Er hatte Leids genug. Auf dem Tisch stand – eine Ruine – die herrliche Dampfmaschine. Er hob das Schwungrad auf, dann schmiß er sein Weihnachtsgeschenk in die Kiste und lief laut heulend zur Tür. Jetzt war ihm aber auch alles Wurst. Entdeckung und Hiebe. Fort, nur weg von der Bande, die ihn so zum Narren gehalten hatte.

Heulend klingelte er. Heulend hielt er der Anna die Fragmente entgegen und schluchzte empört:

„Da habt’s mir an schönen Dreck schenken wollen! Sowas soll a Dampfmaschin’ sein! So a G’lump, so a elendigs, dös beim Probieren einfach in d’Luft fliegt!“

Anna schrie vor Schrecken laut auf. Die Mutter stürzte aus dem Zimmer, und der Vater war zufällig heute auch schon da. Mit Riesenschritten ging das Drama seinem Ende entgegen.

Es war, wie gesagt, ein verlorenes Weihnachten gewesen. Reinhard lag lange im Bett. Hans hatte beide Hände verbrannt, und Bembes wollte seitdem nie wieder etwas mit einer Dampfmaschine zu tun haben.

Heuer war das Fest recht schön verlaufen. Das Zeugnis war nicht schlecht gewesen, und der Vater hatte ihm zur Belohnung und Aneiferung die Gesamtausgabe von „Brehms Tierleben“ geschenkt. Es sollte dies auch gleichzeitig eine kleine Entschädigung für Tloi sein.

Vor dem Buben stand eine neue Welt auf. Stundenlang konnte er über den Jagd- und Tiergeschichten hocken. In den Nächten träumte er wild, stellte er Fallen, fischte er oder schoß sich mit wilden Völkern herum. Weltreisender, Fischer oder Jäger wollte er einmal werden, das war ein männlicher Beruf. Die See brandete in seinen

Träumen, der Urwald lockte, wilde Gebirge zackten. Und der Alltag war so ergebnislos, so kümmerlich. Man war ein lumpiger Realschüler, weiter nichts, einer, der meistens nichts wußte, wenn er aufgerufen wurde, weil er gerade Haie fischte oder im brasilianischen Urwald Riesenschlangen jagte.

Die Dreckkanone

Vor ein paar Tagen hatte Bembes wieder einen Zusammenstoß mit dem Ägüh gehabt. Der Gruber hatte ihn morgens gesehen, wie er in der Pause im Örtchen schnell die Aufgabe vom Fischer abgeschrieben hatte. Er mußte es brühwarm dem Ägüh verpiffen haben, weil der in der Stunde gleich fragte, wieso es käme, daß sie zusammen die gleichen Fehler machten. Es sei direkt typisch! Am Schluß hatte er dann gefragt: „Abgeschrieben?“ und Bembes trotzig: „Jawohl!“ – „Ich gebe dir nach der Schule eine Stunde lang Zeit, darüber nachzudenken!“ – „Jawohl!“ – „Das scheint dich gar nicht zu stören?“ Und Bembes saukalt: „Nein!“ – Der Ägüh war ganz fuchtig geworden und hatte geschrien: „Du bist doch der unverschämteste Lümmel, der mir je begegnet ist! Setz dich! Ich werde die Sache dem Rektor melden. Um zwölf Uhr bist du beim Pedell!“ – „Jawohl!“

Die ganze Klasse war ein einziges Grinsen gewesen, und der Ägüh hatte vor Wut gezittert, als er was an die Tafel schreiben mußte ...

Nach der Stunde flog der Gruber auf einmal die Treppe hinunter und schlug sich die Nase kaputt. Und während er gefallen war, hatte er schnell noch ein paar Fußstritte gekriegt. Der Reinhard hatte ihm zuerst von hinten her den Fuß hingehalten, und das andere war dann sehr schnell gegangen. Der Gruber stand unten und schrie weinend vor Wut: „Das hat kein anderer als Bembes getan!“ Bembes aber war bereits neben ihm und freute sich und sagte: „Du Aff, du geselchter,

wie kann i denn gleichzeitig droben und drunten sein? Von mir kriegst du ein andermal deine Schmirgel, du Denunziant!“ Dann war er zum Pedell gegangen. Es war Mittwoch, wo die Schule nachmittags geschlossen war.

Im Karzer war er schon ein paarmal gewesen, und er kannte sich ganz gut drinnen aus. Die hintere Zelle war langweiliger als die vordere, weil man da nicht so weit hinausschauen konnte, wenn man auf der Pritsche stand. Der Pedell war aber an diesem Tage in guter Laune, er fragte ihn, was er ausgefressen habe, und dann sagte er, daß es nichts arg Schlimmes sei und ließ ihn in die vordere Zelle hinein. Bembes sagte: „Bitte vergessen S’ mi net um eins. Weil es heut Mittwoch is, und wir daheim vom Onkel Fritz, der wo Förster is, einen Rehbraten gekriegt ham, den ich furchtbar gern mag.“ Der Pedell sagte, daß er keine Angst zu haben brauche.

Wenn man auf der Pritsche stand, konnte man schräg über die Straße zum Elisabethmarkt und auf die Turnschule hinüberschauen. In der Turnschule war mittags nichts los. Aber am Markt drüben sah man die Leute Gemüse kaufen oder an den Wurststand gehen, um sich Wiener-, Dicke-, Weiß- oder Wollwürste geben zu lassen. Wenn dann jemand kam, konnte man mit sich selber wetten, was der aß. Bembes verlor meistens, weil die Betreffenden alle einen anderen Geschmack hatten, Er hätte viel mehr Weißwürste gegessen.

Wie er gerade so schaute und einer Marktfrau zusah, die mit einem Dienstmädchen redete, sah er plötzlich den Gruber um die Ecke

kommen. Er bog sich schnell zurück, damit er ihn nicht sehen konnte. Der Gruber ging dann auf den Wurststand zu und ließ sich zwei Paar Wiener im Papier geben. Auf einmal kam er wieder daher und stellte sich mit seinen Würstchen gegenüber an den Zaun von der Turnschule und fing ganz langsam zu essen an, während er immerzu herüberschaute und dazu grinste. Er hatte ein Pflaster auf der Nase, und Bembes tat es jetzt leid, daß es nicht über das ganze Gesicht ging.

Allmählich bekam er eine Schandwut, weil dieser Feigling ihn so verhöhnte. Fünf Minuten vor eins zog der Gruber wieder ab, weil ein Mädchen vorbeigekommen war, denn er war ein Weibernarr. Wenn er eine sah, die ihm gefiel, zupfte er immer an seiner Krawatte herum, genau so wie der Ägüh es machte, dann wackelte er mit dem Hintern und nahm einen ganz komischen Gang an, weil er vielleicht meinte, daß er den Mädchen so besser gefalle, Er gefiel ihnen aber nicht. Erstens hatte er brandrote Haare, ganz spitzige, graublaue Augen und ein Gesicht, das mit lauter Wimmerln übersät war. Das einzige, was sie vielleicht an ihm leiden mochten, war sein Kneifer. Aber wenn er den herunternahm, was blieb dann schon noch übrig von diesem jämmerlichen Gesicht? Genau so war es mit seinem vornehmen Anzug. Wenn man ihn ausgezogen hätte, wäre er ganz mager gewesen, und da, wo die andern einen Bizeps haben, hätte er nur ein paar dünne Häute gehabt. So war der Gruber.

Um eins kam der Pedell und sagte, Bembes solle laufen. Er lief auch schon, was er konnte, und hob gleich vor der Schule einen gefrorenen Roßbollen auf, den er fest in einen Schneeball hineindrückte, Aber der Gruber war nirgends mehr zu sehen. Bembes schwor ihm glühende Rache, und er wußte, daß er dazu einen Plan haben müsse, weil der Gruber ein Fuchs war, den man nicht so leicht fing. Die Morganaten und alle sollten ihm dazu helfen.

Der Gruber ging nie zum Spielen. Er ging auch nie von den belebten Straßen weg, weil es da Erwachsene gab, die ihm im Notfall helfen konnten. Aber er hatte eine Leidenschaft, die Mädchen, und da mußte man ihn packen. Der Scherrer Gustl, der einmal dem Gruber sein Freund gewesen war, hatte ihm erzählt, daß der Gruber mit der Salzlieger Berta einen Umgang gehabt hätte, wobei er sie auch angedichtet hatte. Und da mußte man einhaken. Bembes wußte schon wie und sagte es den Morganaten, die ihm gerne dabei helfen wollten.

Die gute Idee war ihm neulich schon gekommen, als sie die Kanone gemacht hatten. Da hatten sie in ein altes Ofenrohr Schwarzpulver hineingetan und einen Stein damit hinausgeschossen. Aber das war noch nicht das Richtige gewesen, das wollte Bembes erst mit dem Gruber machen. Die Kanone sollte so gehen, daß der, der sie anzündete, selber mit davonflog. Zuerst mußte man in die Mitte einen festen Stein hineintreiben und ihn mit Lehm verschmieren, daß er festsäß. Dann kam das Pulver mit dem

Zündloch, das mit einem Pappdeckel abgedichtet war, und dann kam eine Masse Dreck, ölige Putzwolle, Roßbollen und Haderlumpen, die mit Ruß gemischt waren, hinein. Wenn man dann die Kanone anzündete, konnte es wegen dem Stein vorne nicht hinaus. Hinten aber, wo es leichter war, ging es los, und haute es den ganzen Dreck hin. Es mußte sehr fein sein, wenn da dann einer stand, den man recht gefressen hatte. Und man mußte nur eine Lafette bauen, die aus einer Kiste leicht zu machen war, damit es recht eht aussah.

Der Gruber wäre natürlich nie vor die Kanone gekommen, wenn man ihn eingeladen hätte. Man mußte das viel schlauer machen und eben in Betracht ziehen, daß er ein Weibernarr war. Also kaufte sich Bembes beim Schreibwarenhändler Trautner ein schönes Kuvert und eine vergoldete Karte, auf die eine Taube und blaue Vergißmeinnicht gedruckt waren. Und der Reinhard, der eine saubere Handschrift hatte, mußte mit ganz feinen Strichen darauf schreiben:

Lieber Ferdinand!

Entschuldige, wenn ich Dich so nenne. Aber ich kenne Dich ganz genau und habe Dich oft mit der Salzlieger Berta gesehen. Ich habe mir gleich gedacht, daß Du da einmal eine Enttäuschung erleben wirst.

Wenn Du frei bist, würde ich Dich gerne einmal treffen und Dir was sagen. Ich könnte am besten Samstag nachmittag um drei Uhr auf der Wiese hinter dem Neubau am Josephpsplatz sein.

In der Stadt möchte ich mich nicht gern sehen lassen, weil einen da so viele Leute kennen.

Herzlichst

Deine A. M.

PS. Erkennungszeichen: Brauner Muff und Pelzbarett.

Bembes fing zu zweifeln an, nachdem er den Brief gelesen hatte. „Er müßt’ saudumm sein, wenn er kommen tät!“ Aber der Hans, der besser Bescheid wußte, weil in seiner Klasse schon mehrere poussierten, sagte: „Er kommt! Verlaßt euch drauf, weil er viel z’ eingebildet is!“

Freitag in der Zehnuhrpause gaben sie den Brief einem Erstkläßler, dem sie den Gruber vorher gezeigt hatten, und sie sagten ihm, daß er ja nicht sagen dürfe, wo er ihn herhabe. Der Erstkläßler war stolz, daß er für einen Älteren was tun durfte, und er fragte den Gruber, ob er der Gruber sei. Dann gab er ihm heimlich den Brief. Der Gruber schaute das Kuvert an, und als er sah, daß es sehr fein war, steckte er es schnell weg. Dann fragte er den Buben, wo er es her habe? Der sagte dann, daß er es nicht sagen dürfe. Es dauerte nicht lange, dann verschwand der Gruber mit dem Brief im Örtchen. Und die ganze Geschichtsstunde saß er nachher mit rotem Schädel da. Bembes sagte: „Er hat angebissen! I hätt’ net ’glaubt, daß er so dumm is, aber jetzt glaub’ i’s.“ Und der Reinhard meinte auch „Er is schon halb

narrisch auf die A. M. Der Depp! Wir werden ihm schon was A-Emmen!“

In der Schustergrube stand am andern Tage alles klar. Um halb drei bog der Gruber schon um die Ecke am Josephsplatz. Er war ganz fein angezogen; hatte lange Hosen an und einen neuen Hut und sogar Glacéhandschuhe. Um dreiviertel schlenderte er langsam und vorsichtig in die Wiese hinaus. Er guckte aber immer auf den Batz, damit er seine Halbschuhe nicht dreckig machte. Es war Tauwetter, und wenn der Gruber nicht auf den Batz geschaut hätte, dann hätte er unbedingt sehen müssen, daß hinter den Planken des Neubaus Morganatenaugen lauerten. Und wie er nun an den Zaun hinging, auf die Uhr schaute und dachte, daß sie jetzt doch bald kommen müßte, da sprangen statt der A.M. ein Dutzend Morganaten heraus und nahmen ihn gefangen. Zuerst wollte er schreien, aber dann hatte ihm der Moare sofort eine aufs Maul gehauen. Und dann hatte er zu weinen angefangen und gesagt, sie sollen ihm ruhig alles nehmen, seine Uhr und sein Geld, obwohl er leider nur eine Mark fünfzig bei sich habe. Und dann heulte er laut hinaus und bat und flehte, daß sie ihn laufen lassen sollten. Der Geringer, der der Häuptling von der Truppe war, überlegte sich schon, ob er es dafür nicht tun sollte. Aber der Pumperl Schorsch, der sich schon auf das Gericht freute, merkte es zeitig genug, und er dachte sich, daß ihm der Geringer doch nichts vom Gewinn abgeben würde, deshalb schrie er: „Da gibt’s gar nix! Der muß jetzt mit vors Gericht. D werden sie’s ihm

dann schon zeigen!“ Und dann fesselten sie ihm die Hände auf den Rücken und führten ihn ab.

Der Gruber ging willig mit, und es war ihm jetzt Wurscht, wenn er in den Batz hineintappte. Einmal nur, als er ein paar Bauarbeiter kommen sah, blieb er stehen, sträubte sich und sagte was von der Polizei, und daß furchtbar bestraft würden, die sowas machten. Der Geringer sagte ihm dann, daß man hier auf die Polizei pfeife, und daß die selber Angst hätte, soweit herauszugehen; wenn er aber schreien wolle, dann könne er ihm auch einen Knebel in den Mund stecken. Es wäre aber nicht gut für ihn. Er zog dann sein Taschentuch heraus. Es sah eher einem Putzlappen ähnlich, so grau und dreckig war es. Der Gruber meinte, daß er lieber still sei, weil er sonst damit brechen müsse.

Wie sie dann mit dem Gefangenen in die Schustergrube kamen, war alles ganz feierlich. In der Mitte war ein Podium aus Latten und Kisten aufgebaut. Da saßen die Geschworenen mit den drei Häuptlingen – Bembes, Hans und Reinhard – in der Mitte, die alle schwarze Masken vor dem Gesicht hatten, Und es war eine Kiste da, die mit der Totenkopfflagge bedeckt war und darauf standen zwei Kerzen, die brennen sollten. Sie wollten aber nicht, weil ein Wind ging.

Als der Gefangene hereingeführt wurde, standen sie alle auf und Bembes sagte feierlich das Enebene, das alle mitmurmeln mußten. Das Enebene war sehr merkwürdig. Es hatte gar keinen Sinn, aber es

klang sehr fremdländisch und geheimnisvoll, und man konnte es auch zum Abzählen benutzen. Es hieß: Ene, bene, subtrachene, divel, dabel, domino, eter, brocker, kasinocker, zinker, zanker, daß. Nachdem sie es zweimal gemurmelt hatten, bat Bembes die Geschworenen und die Morganaten sich niederzusetzen.

„Führt ihn vor!“ sagte er dann.

Der Gruber hatte gleich heraus, daß hinter der Maske der Bembes war. Er sagte, daß er sich hier nicht aburteilen lasse, und daß er in eine ganz gemeine Falle hineingeraten wäre. Dann sagte er: „Auf alle Fälle warne ich euch, darauf steht Dimission!“

Bembes sagte dann: „Angeklagter, hier geht es nicht um solche Kleinigkeiten! Die Morganaten sind ein freier Geheimklub, und daß du bisher noch nichts davon gespürt hast, hast du lediglich unserer Großmut zu verdanken. Im übrigen bin i net allein da, es müßten dann schon noch mehrere dimittiert werden. Aber dein Leben ist, wenn du pfeifst, nimmer recht haltbar! Großklubmeister, bitte lies die Anklage vor!“

Der Hans hatte alles auf ein Papier geschrieben und las vor, wie schuftig sich der Gruber bisher benommen hatte, und wie er das vom Karzer sagte, schrie der, das sei Lüge, er sei nur aus Zufall dagewesen. Aber es half ihm alles nichts. Und dann sagte der Gruber: „Ich kenne dich auch, du bist der Hans Schelf aus der Vierten.“ Jetzt stand Reinhard auf und sagte: „Mich kennst du noch viel genauer.

Und du hast vielleicht denkt, daß mir immer wehrlos solchen Schuften und Verrätern preisgegeben seien, wie du einer bist. Aber es gibt, Gottseidank, auch noch tapfere Leute, die sich Morganaten nennen, und die schon ganz andere Dinge fertiggebracht haben, als einen Denunzianten zu kurieren. Die Macht der Morganaten reicht weit. Und kein Mensch wird was finden, wenn wir dich hier verschwinden lassen!“

Der Gruber war jetzt ganz erledigt. Schon als er den Hans erkannt hatte, war er zusammengeknickt. Und Bembes dachte sich, das muß man weiter ausnützen, er muß eine furchtbare Meinung von den Morganaten kriegen. Deshalb stand er auf und sagte:

„Angeklagter, du hast bis jetzt drei Männer aus deiner nächsten Umgebung gehört. Aber du weißt nicht, daß du in der Schule rings von lauter Morganaten umgeben bist. Oder woher, meinst du, daß wir die Briefe und Gedichte von dir an die Salzlieger Berta herhaben? Und wie meinst du, daß sich diese lächerlichen Schmachtfetzen beispielsweise beim Rex ausnehmen täten? Der Ägüh tät sich sicher auch furchtbar freuen, wenn er einmal sehen tät, was für eine saubere Marke du bist!“

Der Gruber sagte gar nichts mehr. Er machte bloß ein Gesicht wie ein gestochenes Kalb.

„Männer, erhebt euch!“ befahl Bembes den Morganaten. „Ich fordere, daß der Angeklagte für sein schuftiges Verhalten

fünfundzwanzig Hiebe auf den Nackten kriegt! Vorher soll er aber unterschreiben, daß er mit der Salzlieger Berta gegangen ist und auf den Brief einer anderen hereingefallen ist. Ich bitte die Geschworenen um ihren Spruch!“

Es war jetzt eine laute Bewegung unter den Morganaten. Zuerst meldete sich der Hineiser und sagte: „I möcht, daß man ihn z’erst haut und dann mit dem Kopf, weil der so affig is, in den Batz ’neintunkt.“ Dann kam der Gabler, der meinte, daß es auch recht schön sei, wie es seinerzeit die Schwabinger gemacht hätten, wenn man ihn in eine Kiste tue und Batz hineingieße. Dieser Vorschlag fand viel Anerkennung. Die Morganaten wußten ja, wo es hinausgehen sollte, und daß die ganze Verhandlung nur Spaß war, und deshalb kamen jetzt die wildesten Vorschläge, wie der vom Geringer Seppl, zum Beispiel, der meinte, daß man es indianisch machen müßte, indem man ihn mit den Füßen nach oben an einen Baum binden und den Kopf ins Wasser stecken solle.

Das alles trugen die Morganaten sehr würdig vor. Und der Gruber weinte dazu. Als sie fertig waren, bat Bembes wieder um Ruhe. Er sagte, daß sie zu keinem festen Urteil gekommen wären, und erst solle man jetzt einmal den Verteidiger hören. Denn ein rechtes Gericht müsse auch einen Verteidiger haben, ob es den Geschworenen passe oder nicht. „Großklubmeister, ich bitte dich, die Verteidigung zu übernehmen!“

Der Verteidiger sprach lang und sehr geschickt, daß der Gruber nur ein Opfer seiner Weibernarrheit und Eitelkeit wäre. Er wäre freilich schuldig, aber er habe auch eine arme Mutter, und das solle man bedenken. Und einen Vater habe er auch. Und man müsse ihm einen Weg zur Besserung freigeben. Er solle sich schriftlich verpflichten, nie wieder einen zu verpfeifen, und er solle die Mannesprobe ablegen, wie sie die Morganaten alle machen müßten: Fünf Schuß mit dem Luftgewehr auf die Scheibe und keinen unter zehn Ringen; mit fünf Steinen auf zwanzig Schritt zwei Bierflaschen zusammenwerfen, und mit der großen Kanone zwei Schuß machen und mindestens einmal damit den Pfahl am Grubenrand treffen. Wenn er das erfülle, was ein Zeichen sei, daß auch noch ein bissl Mann in ihm stecke, wolle er ihn freilassen. „Ich bitte den Angeklagten und die Geschworenen meinen Vorschlag zu prüfen!“

Die Geschworenen taten nun, als ob sie eifrig berieten, und dann sagten sie, daß sie ausnahmsweise einverstanden seien. Und Bembes fragte den Gruber, ob es ihm recht sei? Der sagte, daß er es gerne mache, aber er wüßte nicht, wie man schießt.

„Zuerst mußt du unterschreiben!“ sagte Bembes. Und er schrieb auf einen Zettel: „Ich bestätige hiermit, daß ich mit der Salzlieger Berta gegangen bin und mit der A.M. anbandeln wollte. Ich war ein gemeiner Kerl und habe meine Mitschüler verraten, wo ich nur konnte, und ich will es gewiß nicht wieder tun. Dies beschwöre ich feierlich bei meinem Ehrenwort!“

Bembes las das Schreiben laut vor, und der Gruber unterschrieb es mit einem Bleistift. Dann steckte es Bembes grinsend in die Tasche, und auch der Hans und der Reinhard schauten sich glücklich an.

Dem Gruber wurden die Fesseln gelöst, und dann kriegte er ein Luftdruckgewehr. Es war zum Totlachen, wie er es in die Hand nahm. Und er war ganz aufgeregt und fragte, wie man ziele. Der Geringer zeigte es ihm dann. Die ersten drei Schüsse gingen daneben, und dann schoß er zweimal zwei. Und der Geringer meldete: „Net erfüllt!“

Dann brachten sie ihm einen Hut voller Steine, damit er sich welche aussuche. Er nahm die allerkleinsten und warf wie ein Mädchen, was wieder ein großer Spaß war. Einer ging sogar rückwärts. Der Geringer meldete wieder: „Net erfüllt!“

Dann kam die Kanone dran. Sie war gegen den Hang aufgestellt, wo ein dicker Pfahl stand, und der Gruber war schon ganz verzweifelt und fragte wieder, wie er es machen solle. Der Hans erklärte es ihm und sagte: „Zuerst mußt du die Kanone einrichten, und dann anzünden und über den Nagel, der da vorne im Rohr steckt, auf den Pfahl zielen. Dann kracht es, und es haut den Stein heraus, und er trifft das Ziel.“

Der Gruber sagte, er wisse nicht, ob er sich das alles hintereinander merken könne. Da sagte der Hans zu ihm: „Du bist ja sonst so g’scheit. Der jüngste Morganat trifft so ein dickes Ziel!“

Endlich zündete der Gruber an, und der Geringer, der ihm das Zündholz gegeben hatte, ging schnell weg, auf die Seite. Dann zielte der Gruber über den Nagel. Und dann krachte es. Und man sah eine Zeitlang nichts mehr von ihm.

Als sich der Qualm verzogen hatte, lag der Gruber auf dem Boden und war gar nimmer schön. Er war voller Dreck und Mist und konnte fast nimmer aus den Augen schauen. Es war auch ganz gut so, weil er so nicht sehen konnte, daß sich einige Morganaten vor Freude auf dem Boden wälzten. Bembes hatte auch Tränen in den Augen und bibberte am ganzen Leib. Dann ging er hin und half dem Gruber seinen Zwickel suchen, und er sagte ihm, daß es ihm leid täte, weil anscheinend die Kanone geplatzt sei. Dafür aber sei er frei.

Der Gruber sagte gar nichts mehr. Er spuckte in sein Taschentuch und wischte sich das Gesicht ab. Dann ging er langsam heim.

In der Schule war er von da an ganz anders. Die Morganaten aber waren sich einig, daß sie nie vorher eine so lustige und schöne Versammlung gehabt hätten.

Anna geht fort

Die Mutter war mit Anna jetzt fast jeden Tag fort gewesen, weil sie zusammen die Aussteuer eingekauft hatten. Aber die Anna war gar nicht glücklich. Sie weinte oft und sagte, so gut würde sie es nimmer kriegen, und die Trennung bräche ihr fast das Herz.

Bembes mußte dann die Sachen anschauen, die im Bügelzimmer aufgestapelt lagen. Anna sagte, es sei eine echte Damastgarnitur darunter, die sie immer auflegen wolle, wenn die Eltern zu Besuch kämen. Und ob er nicht wüßte, wo die große Damasttischdecke geblieben sei. Es wäre einfach rätselhaft. Bembes fand es gar nicht rätselhaft, weil sie ja unterm Schutt auf der Wiese lag, und man sie doch nimmer brauchen konnte. Er sagte es aber nicht und bewunderte alles, weil er wußte, daß sie es gern hatte. Sie war dann sehr stolz und sagte, daß er den gleichen feinen Geschmack habe wie sie.

Am Sonntag kam der Hartschier, um sich für die Anna zu bedanken, weil man sie ihm doch noch gelassen hatte. Man hatte extra eine Aushilfe genommen. Die Weblerin, die sonst bei der Wäsche mithalf, sollte servieren, weil die Anna zum Abschied mitessen sollte. Sie lief aber doch immer wieder in die Küche. Und dann kam sie wieder herein und jammerte und sagte, es ginge nicht mit der andern: „Jetzt is der Braten schon anbrennt! Ogottogott! Wie soll das bloß einmal werden!“

Dann schellte es, und der Hartschier stand draußen. Anna fuhr hin und her, und die Mutter sagte, daß sie doch nicht so aufgeregt sein solle. Aber sie konnte nicht anders. Sie zog ihre Schürze aus und hing sie an den Haken, dann zupfte sie sich die Haare zurecht und zuletzt nahm sie wieder die Schürze und wollte sie wieder umbinden. Bembes staunte nur und sagte: „Du spinnst ja!“ Und sie meinte: „Ich weiß, ich weiß!“ Da schellte es zum zweitenmal, und sie jammerte: „Was soll er nur denken! O Gott, mein Herz!“ Endlich ging sie an die Tür und machte auf, und Bembes ging schnell ins Eßzimmer hinüber. Man hörte, wie die Anna: „Grüßgott, Xaver!“ sagte. Dann klopfte es, und die Mutter sagte: „Herein!“

Der Hartschier hatte weiße Handschuhe an und seinen Helm unterm Arm. Er war höher als die Tür. Dann bückte er sich und kam in die Stube herein, endlich verbeugte er sich vor der Mutter und schlug die Absätze zusammen und sagte: „Gestatten, gnädige Frau, Hundsreuther!“ Die Mutter gab ihm die Hand und sagte ihm, daß es sie freue, ihn kennenzulernen, und der Vater war schnell aufgestanden und winkte ab, weil er schon wieder mit den Absätzen klappern wollte, und bat ihn, Platz zu nehmen. Der Hartschier zog die Handschuhe aus und setzte sich hin. Seine Knie schauten fast über den Tisch, und seine Hände legte er oben drauf. Bembes dachte, daß er davon keine Ohrfeige haben möchte, weil sie einem gleich das ganze Gesicht bedeckte, so daß man vielleicht nicht einmal mehr die Haare sah. Die Anna setzte sich auch an den Tisch und sah ihren

Hartschier an, und jetzt merkte sie erst, daß man Bembes noch gar nicht vorgestellt hatte. Sie sagte: „Bembes, komm doch her. Das ist mein zukünftiger Mann. Gelt, der ist groß!“ Und zum Hartschier sagte sie: „Das ist der Bembes, Xaver, von dem ich dir schon so oft erzählt habe.“ Der Hartschier lachte dann furchtbar und gab ihm die Hand, und es war, als wenn man sie in eine warme Teigschüssel hineingelegt hätte. Vater fragte dann den Hartschier, wo er aktiv gedient hätte und als was er abgegangen sei. Und er sagte, als Sergeant bei den Ulanen. Vater sagte ihm dann, wo er zuerst Einjähriger und später Offizier gewesen sei, und daß Soldat sein die herrlichste Sache sei. Der Hartschier behauptete es auch. Bembes aber dachte an die Schweren Reiter, die wohl sangen, daß es schön sei, die es aber nicht immer schön fanden, solange sie dabei waren. Dann erzählte der Hartschier vom Prinzregenten, und wie es bei ihm sei. Bembes hatte gedacht, daß er viel Kuchen äße und feine Sachen und alles, was er möge, kriege. Aber der Hartschier sagte, daß der ganz einfach lebe und Rindfleisch äße und Schweinebraten wie wir. Nur bei Banketten kriege er was anderes. Und Bembes dachte, zuwas man dann eigentlich Prinzregent sei? Da klopfte die Weblerin und brachte die Suppe herein. Und die Mutter sagte: „Jetzt werden Sie gleich schmecken können, wie gut Ihre zukünftige Frau kocht.“ Er sagte dann, er wüßte es, und daß es ein Glück für ihn sei, daß er die Anna gefunden habe. „Für uns ist es aber ein Unglück!“ hatte Bembes gesagt, und da war der Hartschier rot geworden. Die Anna

hatte Tränen in die Augen gekriegt, und der Vater hatte gesagt: „Bist du vielleicht gefragt worden? Ein Wort noch und du gehst auf dein Zimmer!“ Die Anna aber hatte gleich gesagt, daß man ihr das nicht antun dürfe, weil er es ja nur aus Schmerz gesagt hätte.

Die Suppe war gut. Vom Braten hatte sie das Verbrannte weggeschnitten, und der Hartschier fand, daß er besonders gut sei. Es gab dann Nußtorte und Meringen mit Schlagrahm dazwischen. Es war ein Glück, daß sie der Hartschier mit dem Löffel essen mußte, Den Kuchen hatte er einfach so hinuntergeschmissen. Zum Schluß wurde Kaffee, selbstangesetzter Chartreuse und Zigarren gereicht. Der Hartschier erzählte dann wieder, wie es beim Regenten sei, bei der Prozession und als Heilige-Grab-Wache, und was sie alles tun müßten.

Dann schepperte es laut in der Küche, wo die Weblerin eine Suppenterrine auf den Boden geschmissen hatte. Die Mutter und Anna liefen hinaus, und der Vater schimpfte, daß die Weblerin eine alte Kuh sei. Es sei Zeit, daß das andere Mädchen komme, damit sie von der Anna noch ein bissl was lerne.

Um vier Uhr ging dann der Hartschier. Er sagte, daß die Hochzeit am 15. April sei, sein kleines Mädchen könne es kaum erwarten. Er danke vielmals, und es sei so schön gewesen, daß er lange daran denken müsse.

Als er fort war, waren alle traurig, weil sie jetzt ahnten, wie es ohne Anna war. Bembes hockte in seinem Zimmer und las im Brehm. Er hörte noch, wie die Mutter mit der Weblerin abrechnete und zu ihr sagte: „Eine Hilfe sind Sie uns ja nicht gewesen, Sie haben mehr zusammengeschlagen wie die Anna in einem halben Jahr!“

Er horchte aber nimmer recht hin, weil er mitten in einer Büffeljagd war.

Gewitter im Moos

Seit Wochen standen die Schuttabladeplätze voller trüber Schmutzlachen. Auf dem Oberwiesenfeld aber blühten schon die Gänseblümchen, und der Huflattich drängte seine gelben Sterne überall – durch den mageren Schotter der Kiesgruben, der Bahngeleise und staubigen Wegränder – an das heiße Frühlingslicht hinauf. Vor den Kobeln der Gärtnereien schmatzten die ersten Stare. Alle Tage schwangen windzerzauste Krähenflüge über die Vorstadt hin. Pepi war merkwürdig unruhig geworden, und Bembes hatte ihr vorsichtshalber die Flügel gestutzt. Die Buben liefen jetzt jeden freien Tag, den sie hatten, ins Moos hinaus.

Nach einigen warmen Aprilregen war aus dem braunen Sumpfland ein wahres Paradies geworden. Über Nacht schier waren an den blitzenden Bachränften hunderte von feuerroten Mehlprimeln entbrannt. Dazwischen hatte die herrlich duftende Aurikel ihre gelben Dolden durchs Gras geschoben. Auf jedem Wasen aber standen die tiefblauen Kelche des Enzians. Man konnte Sumpfwiesen finden, die vor ein paar Tagen noch arm und kahl, jetzt aber ein blühender Teppich waren. In den noch winterkühlen Kieferngehölzen trieb die feingeäderte, schmetterlingshafte sibirische Iris ihr elfenhaftes Wesen.

Das Land ward laut vom Lärm der Vögel. Bekassinen meckerten, Kiebitze schrien, der Brachvogel flötete, Enten klingelten über die

leuchtenden Gewässer, der Bussard zog seine hohen Kreise, und der Milan blockte auf den Torfhütten auf; Fischreiher sonnten sich reglos an den Altwasserrändern, nachts brüllte die Rohrdommel aus den Sümpfen, und alle Frühen und Abende waren erfüllt vom Blasen und Kullern der Spielhähne, die hier zu Hunderten ihren Einstand hatten. Fasane gockten, Rebhühner lockten. Bläßhühner, Wasserrallen und Teichhühner schloffen quiddernd durchs Schilf, über dem lautlos die Rohrweihe jagten. Dann und wann – wie ein fliegender Edelstein – huschte ein Eisvogel am stillen Bachbord entlang. Überall aber wehten die schönäugigen, mutigen Sumpfohreulen über dem Eindringling hin und versuchten ihn mit ihren Abwehrkünsten vom Gelege fortzulocken. Aber das war noch lange nicht alles. Wo man ging und stand, machte man Wild hoch, Hasen und Rehsprünge, die auf ihren gewohnten Wechseln durch das Schilfland zogen. Die Kreuzottern, die es massenhaft gab, waren auch schon wach und sonnten sich gleich den Ringelnattern und Eidechsen im Torfmull oder am Rande heiß besonnener Pfühle. In den Wassern regte sich das kalte Leben wieder. Die Forellen stiegen nach den taumelnden Mücken. Was im Schlamm den Winter verbracht, Schleien und Karpfen, was eng aneinander gepreßt, wie die Barben etwa, unterm Uferwerk eingeholt gewesen, alle Weißfische, Nasen, Aitel, Lauben und Plötze, alles zog jetzt in die durchwärmten Seichten hinaus, winterschlaff noch, bleich, innigst der Sonne hingegeben und – der Hecht machte leichte Beute. Jetzt konnte man bald wieder fischen.

Alle Tage wurde es lebendiger im Moos. Über eine Weile noch, dann wurde hinter jeder Staude, im Schilf, im Gras und im Bruchland, geheckt, gesetzt und gebrütet. Die Augen kamen dann nimmer mit, denn es gab unausgesetzt neue Begegnungen mit Tieren, die man noch nicht kannte, und die man abends im Brehm erst feststellen mußte.

Die Landschaft selber war aber das Köstlichste. Urland, Dschungel, in dem man wie ein kleines Tier im Grase verschwand. Durch die vielen Dünste lag immer ein eigenartiges, weiches Licht über dem Moor, das die Dinge förmlich verzauberte und ständig neue Sichten schuf. Hier waberte die Fläche im Glutglanz und zitterte und lohte. Dort blitzten vor grauen Schuppen und schwarzen Stichen schmale Wasserblänken herauf. Hier erhoben die Dünste ein Waldstück, daß es gleichsam wie auf einem Hügel stand, und dort versenkten sie ein Grasland, daß es nun wirkte wie ein reglos in der zitternden Stille ruhender See. In dieser herrlichen Landschaft verbrachten also die Buben ihre ganze freie Zeit.

Am vergangenen Freitag, in der Naturgeschichtsstunde, hatte der Nats die Lurche mit ihnen durchgenommen, und Bembes hatte versprochen, für den Anschauungsunterricht einige Teichmolche zu beschaffen. Der Vater hatte ihm nur ungern die Erlaubnis gegeben, allein ins Moos zu gehen. Die Freunde konnten nicht mitkommen, da

sie mit den Eltern zusammen einen Verwandtschaftsbesuch in der Stadt machen mußten.

Es war ein prachtvoller Sonntag geworden. Bembes war gleich nach dem Mittagessen losgelaufen mit einer leeren Bierflasche in der Tasche, in die er später seine Beute stecken wollte. Kreuz und quer lief er bald durch das Moos, allen möglichen Beobachtungen hingegeben. Mit dem Fange selber eilte es ihm nicht, denn er wußte genau, wo er alles finden werde. Bald zog er einem Wildwechsel nach durch hohes Scilf, bald sprang er von Wasen zu Wasen über schmale Wasserläufe und verräterisch schwankende Pflanzendecken in ein anderes Sumpfland hinüber. Lange Zeit lag er dann am Rande eines einsamen Altwassers und schaute dem Treiben in der Tiefe zu. Die Welt dort unten erregte ihn immer. Sie zog ihn mächtig an. Er wußte nicht wie. Diese seltsamen Pflanzengestalten, dieser Urwald im Kleinen aus Wasserpest, Hornblatt, Tannwedel, Seerosen, Froschbiß oder anderen im kühlen Zuge schwimmenden und schwabbernden Gewächsen, darunter etwa der Stichling sein Nest baute, in dem sich ganz groteske Wesen, Wasserskorpione, Libellen- und Köcherfliegenlarven, Flohkrebse, Rückenschwimmer oder gar der ihm anfangs vollkommen unfaßliche – einer lebenden Violinsaite ähnliche – Knäuel des Drahtwurmes regte, nahm ihn vollkommen gefangen. Am liebsten hätte er dort unten gelebt, hätte er gleich dem Barsch oder Hecht, im Unkraut versteckt, auf vorüberziehende Beutetiere gelauert. Er war ja selber ein kleines Tier. Er konnte sich

in die Lebensweise eines Fisches oder Wildes viel besser hineindenken, als in die eines Menschen. Er lief nicht nur mit den Augen, sein Körper war die reinste Antenne, jede Faser an ihm war lebendig. Selten nur geschah es, daß er ein Wild oder ein Gehege übersah. Plötzlich sagte es „Halt!“ in ihm, und seine scharfen Augen fanden die sich drückende Fasan- oder Birkhenne trotz ihrer Schutzfarbe blitzschnell aus der gleichfarbigen Umgebung heraus.

Wenn er an einen Bach kam, war es das gleiche. Es ging ihm einfach so: Wenn ich ein Fisch wäre, dachte er, würde ich nur hier, beispielsweise hinter jener Bachkrümmung unter der überhängenden Weide stehen. Und das stimmte dann immer. Er hatte mit unbeirrbarer Sicherheit den besten Platz gefunden. Seine Hände tasteten nun das unterhöhlte Ufer ab, mit Fingern, die ihm dort unten die Augen ersetzten. Das, was so weich heranwehte, waren die vom Algenschleim überzogenen Wasserwurzeln der Weide, das Glatte – er brauchte es gar nicht anzufassen – war der spitzschnäuzige Wasserfrosch, der eben noch mit Kopfsprung vor ihm geflüchtet war. Jetzt aber war er mit allen Sinnen bei der Sache. Alarm! was da so leicht und kühl an die Fingerspitzen spielt, ist das Ruder des Fisches, der sich hier eingeschoben hat. Bembes fühlte sich sachte näher heran, fuhr blitzschnell zu und riß den Fisch an Land. In einem nahen Tümpel setzte er ihn wieder aus und konnte sich nicht satt an ihm sehen. Nachdem er ihn genugsam betrachtet, gab er ihn wieder ins Wasser zurück. Manchmal aber geschah es auch, daß er seine

Beute in einem Blechgefäß unterbrachte und in irgendeiner Grundwasser führenden Kiesgrube aussetzte. Auf diese Weise hatten die Buben schon manches Wasser mit Weißfischen, Schleien oder Karpfen bevölkert, in dem sie dann gelegentlich wieder fischten.

Also spielend und dabei ständig beobachtend zog Bembes weiter ins Moos. Bei den Hackenhütten fing er sich endlich seine Molche zusammen, die er in die halb mit Wasser und Pflanzen gefüllte Flasche steckte. Im Weitergehen, als er einen tiefen Graben überschritt, plumpste es wie ein flacher Stein vor ihm ins Wasser. Aber dieser Stein konnte schwimmen und entschwand ihm, ehe er ihn richtig gesehen hatte. Herrschaft! Das mußte eine Sumpfschildkröte gewesen sein! Eine von jenen, die in den achtziger Jahren einem Dachauer Tierzüchter während einer Überschwemmung entkommen waren und sich im Moos akklimatisiert hatten. Das wäre was, wenn man die kriegte! Zoll für Zoll durchsuchte er den Schlamm, aber die Schildkröte blieb verschwunden. Alles, was er erbeuten konnte, war ein Krebs, der unter einem versunkenen Torfwasen seinen Unterschlupf gehabt hatte. Er steckte ihn in die Tasche und suchte unentwegt weiter.

Dermaßen in seine Beschäftigung vertieft, hatte er nicht bemerkt, daß sich im Westen eine schwere Wolkenwand erhoben hatte. Er empfand auch nicht die drückende Stille, die über dem Moore lastete, so wenig, wie es ihm aufgefallen war, daß seit geraumer Weile jeder Vogellaut verklungen, und alle Wasser reglos vor dem Rohrwald

standen. Er dachte nur an die Schildkröte. Plötzlich ließ ihn ein Donnerschlag aufhorchen. Aus Gewittern machte sich Bembes sonst nicht viel. Nun aber sah er, daß es spät geworden, daß der ganze Himmel eine einzige Schwärze war, in der es überall zuckte. Das Moos lag in einem seltsamen gelblich-fahlen Licht, und alles Schilf stand weiß und starr vor den schwarzen Wänden. Ein fernes Rauschen lief an. Wurde stärker, kam immer näher. Und jetzt auf einmal konnte er laufen. Wie mit Riesenfäusten war es ins Schilf gefahren, die Weiden warfen sich wimmernd zur Seite. Es ächzte und stöhnte, pfiß und schrie. Ein Fasan fuhr schrill gockend auf und ward im Nu vom Wind erfaßt und abgetrieben. Blitz auf Blitz, Fahne und Schlag kamen die Wetter herein. Blitze wie Bäume mit züngelndem Geäst. Blitze, die wie Schlangen über die Himmelskuppe rasten. Ein solches Gewitter hatte Bembes noch nie erlebt. Jählings riß es ihn zusammen. Keine fünfzig Meter vor ihm war es mit himmelhoher Flamme, dröhnend und knatternd in eine alte Weide gefahren, und im Grase glose ein rötlicher Schein. Er hob die Flasche auf, die ihm im ersten Schreck entfallen war, und stürmte weiter, südwärts, so schnell es der gefährliche Boden erlaubte. Immer mehr kam ihm zum Bewußtsein, daß er sich gewaltig verspätet hatte, daß er erst bei Nacht zu Hause ankommen konnte, und daß er den Eltern durch seinen Leichtsinn wieder einmal viel Sorge und Angst bereitete. Prügel setzte es heute gewiß. Und je schneller er lief, desto günstiger für ihn. Die Sicht wurde immer schlechter. Bei den Schwarzlacken

nahm er einen Sprung zu kurz und sank bis zur Hälfte in die braune Brühe hinein. Er biß die Zähne zusammen und arbeitete sich wieder heraus. Die Flasche hatte er im Fallen noch ans Ufer geschleudert, wo er sie unversehrt wieder aufnehmen konnte.

Das Gewitter verzog sich. Aber der Himmel wurde nicht heller deswegen, es hagelte jetzt mit taubeneiergroßen Schloßen. Er war ohne Hut von zu Hause fortgelaufen. Es half nicht viel, daß er die Hand schützend auf die Haare preßte. Die Dinger pfften wie Steine daher und schmerzten. Wohl oder übel mußte er in einem Torfschuppen Unterstand nehmen. Anfangs war ihm vom Laufe noch warm gewesen. Nun stand er da, frierend, voller Dreck, mit Schuhen, in denen bei jeder Bewegung der Schlamm quietschte. Und die Zeit verging ihm nimmer wie vorher im Fluge.

Endlich begab sich das Geprassel. Stille zog ein. Er lief schon wieder, denn die Dämmerung konnte heute bei der schweren Bewölkung bloß kurz sein. Nur ein schmaler, heller Streifen erinnerte im Westen noch an den Tag.

Es dunkelte mehr. Die Landschaft war schier nimmer zu erkennen. Alles verformte sich, narrete einen. Südwärts mußte er laufen. Aber bald verschwamm alles, Weiden hockten wie Gespenster an den Grabenborden. Nebel reigten um die Gräfte. Dann und wann glitt aus den Schwaden eine Eule, schwang lautlos vorbei und versank im Geduster. „Öh-prump!“ Was war das, das so fürchterlich geschrien? Er hatte noch nie eine „Mooskuh“ gehört, das Gebrüll der

Rohrdommel war ihm fremd, und er begann wie ein Irrer zu laufen. Nicht lange, denn – was buckelt denn da am Grabenrand? Er ging mutig darauf zu – eine Weide! Da steht ein Mann! Unsinn! Ein Erlentumpf! Die Phantasie wird wild. Aber er läßt sich seine Schneid nicht abkaufen. Wie eine Keule trägt er die Flasche in der Linken, in der Rechten hält er das aufgeklappte Taschenmesser. Oh, es soll nur einer kommen! Der wird was erleben! Rehe schrecken. Irrlichter huschen. Die Nacht gibt sich immer tiefer, und mit der Schwärze verschwinden auch die gespenstischen Figuren. Stundenlang, mühselig tappt er weiter, findet einen Baum, stellt die Wetterseite fest und verbessert darnach seinen Kurs. Unerwartet versperrt ihm den Weg ein breites, dunkel treibendes Wasser. Ja, was nun? Jetzt hatte er sich wirklich verlaufen. Das war ihm doch noch nie passiert. Er ist nahe daran, laut loszuheulen. Nicht seinetwegen, aber wegen der Eltern, die zu Hause voller Angst auf ihn warteten. Er war ja schon oft spät heimgekommen. Aber heute hatte er versprochen, pünktlich zu sein. Und er war allein. Sonst, wenn sie sich zu dritt verspätet hatten, war alles nicht so schlimm gewesen. Jetzt hieß es eben Mann sein.

Mutig stapfte er weiter. Das Ufer verlief ganz gleichmäßig. Er gelangte an ein Faulbaumgebüsch, das eine Silberpappel überhöhte. Einer der Äste war vom Blitz verstümmelt und ragte in einer ihm merkwürdig bekannt vorkommenden Weise zur Seite. Den Baum kannte er doch?! Und auf einmal wußte er, wo er war. Das Wasser

vor ihm war ja der Würmkanal, keine hundert Meter von hier mußte die Brücke nach Feldmoching hinüberführen. Ganz närrisch vor Freude stürmte er weiter.

Um sieben bereits, als Bembes nicht nach Hause gekommen, waren die Eltern unruhig geworden. „Das hat man von seiner Nachsicht. Ich hätte ihn nicht allein laufen lassen sollen!“ meinte der Vater. Um acht tobte er und legte das Spanische zurecht. Um neun, als die Mutter zu weinen begonnen, war er wieder still geworden. Um zehn war er zu Schelfs hinaufgegangen und hatte die Freunde, die gerade ins Bett gehen sollten, gefragt, ob sie wohl wüßten, in welcher Gegend, ungefähr wenigstens, Bembes die Molche fangen wollte. Sie wußten es nicht. Herr Schelf war selber arg beunruhigt und hatte sich sofort zur Verfügung gestellt. Man beschloß, wenn Bembes um elf noch nicht zurückgekehrt sein sollte, einen Fiaker zu mieten und nach Feldmoching hinauszufahren. Zusammen mit den Buben wollten sie dann das Moos absuchen. Laternen standen klar.

Um dreiviertel elf war Bembes noch nicht da. Herr Schelf saß mit der Mutter im Wohnzimmer und versuchte sie zu trösten. Man hörte, wie die Gangtüre aufgesperrt wurde, Der Vater kam zurück, der Bembes entgegengegangen war. Die Mutter sah ihn fragend an.

„Nichts! Meilenweit nichts! Ich bin bis auf dem Oberwiesenfeld gewesen!“

„Hast du auch gerufen?“

„Natürlich!“

„Wenn er nur nicht ertrunken ist! Mein Bub!“ schluchzte die Mutter laut.

„Dazu schwimmt er viel zu gut! Er ist ja die reinste Wasserratte!“ versuchte sie Herr Schelf zu trösten. „Vielleicht hat er sich bei dem Wetter verlaufen!“

„Auch das ist nicht gut möglich“, meinte der Vater, „er hat einen unglaublichen Orientierungssinn. Schon als kleiner Knirps hat er uns damit überrascht.“

Nachdem er eine ganze Weile unruhig vor dem Fenster auf und ab gegangen, drehte er sich plötzlich herum: „Herr Schelf, es ist gleich elf Uhr. Würden Sie vielleicht so gut sein und Ihren Buben sagen, daß sie sich fertigmachen sollen. Entschuldigen Sie, aber ich halte es hier nimmer aus!“

„Gerne!“ Vater Schelf wollte eben aufstehen. Da flog die Mutter hoch: „Er kommt!“ und rannte an die Türe. Und wirklich, es schellte.

„Bitte, net hauen!“ bettelte Bembes. „Ich kann nix dafür. Zuerst is das G’witter kommen, da hab’ ich unterstehen müssen, dann bin i in den Batz neig’fallen, und auf einmal war es Nacht. I bin ganz gewiß so schnell als möglich g’laufen, damit ihr keine Angst haben sollt’! Aber am Schluß hab’ i nimmer können, weil i z’müd war.“

Die Mutter führte ihn ins Zimmer hinein. Da stand er nun, naß, ein Häufchen Elend, das immer noch seine Flasche mit den Molchen in den Händen hielt. Die hatte er nicht ausgelassen.

Herr Schelf lachte. „Die Hauptsache ist, daß du da bist!“ Dann empfahl er sich und wünschte allen eine gute Nacht.

Der Vater war auffallend mild. „Du bist ja patschnaß, Kerl. Klara, zieh ihn aus. Steck’ ihn ins Bett. Er fiebert ja. Die Marie soll ihm gleich etwas zu essen bringen und dann braut ihr ihm einen heißen Tee. Sorgen machst du uns, Bub, Sorgen! Aber nun ist ja alles gut!“

Die Molche hatten den Transport gut überstanden, sie lebten alle noch, und der Krebs ging zufrieden im Aquarium spazieren. Anscheinend vertrug er sich mit den anderen Viechern. Soviel konnte Bembes von seinem Bett aus sehen. Dann kam die Mutter mit dem Essen wie in einer Wolke von Güte und Rebe zur Türe herein.

Ein bunter Tag

Es war Mai geworden. Die Kastanien blühten schon, und die Bankerten waren voller Tatendrang. Sie hatten aber wieder einmal kein Geld. Die Kiesgruben gaben nichts mehr her. Der Batz war unergiebig geworden. Nur während des Faschings, wo die Leute leichtsinniger mit dem Geld umgingen, war es gut gewesen.

Es gab jetzt nur noch einen Ort, an dem man ein paar Pfennige verdienen konnte, auf den Schießständen Oberwiesenfelds, wo es aber gefährlich war. Im Kugelfang hinter den Scheiben steten massenhaft Infanteriegeschosse, die man gut verkaufen konnte. Leider streiften dort sonntags berittene Schutzleute herum. Die Posten, die die Wache hatten, waren auch nicht immer leicht zu umgehen.

Nun, die Bankerten hatten es wieder einmal geschafft. Unbehelligt waren sie über den Verhau gekommen, jetzt buddelten sie leise und eifrig im Sand. Ein paar Pfund Blei mochten sie schon in den Taschen haben, als plötzlich ein scharfes: „Halt!“ ertönte. Sie flitzten, wie immer – aus Erfahrung und kluger Überlegung heraus – nach drei Richtungen auseinander, kugelten wie Igel über den Hang hinab und verstreuten sich zwischen den Bäumen des Gehölzes. „Päng!“ bellte ihnen eine Platzpatrone nach.

Am Waldrand stießen sie wieder zusammen, worauf sie in leichtem Trabe gegen die Schwimmschule vorliefen. Es war aber verkehrt gewesen. Auf einmal sahen sie einen berittenen Schutzmann in vollem Galopp über den Exerzierplatz preschen. Sie flogen los und gaben das Letzte her. Der Schutzmann war ein ganz infamer Mensch. Er hetzte die drei quer über das ganze, kilometerweite Feld, bis sie endlich das Neulerchenfelder Holz gewannen, in das sie, wie Kaninchen in den schützenden Bau, mit rasselnden Lungen einschloffen. Vollkommen erschöpft warfen sie sich ins hohe Gras. Der Schaum stand ihnen vor dem Munde. Sie schauten einander an und grinsten, denn sprechen konnten sie noch nicht. Nun waren sie wieder arm wie vorher. Jeder hatte während des Laufens die spitzigen und oft scharf deformierten Geschosse weggeworfen, weil sie die Flucht behindert und die Schenkel blutig geritzt hatten.

„So ein Hundling!“ stöhnte der Hans.

„Der Schuft!“ – „Der Stier, der ausg’schamte!“ pflichteten ihm die anderen bei.

Nachdem sie sich einigermaßen erholt, standen sie auf und zottelten mit schweren Gliedern durch den Schleißheimer Wald. In der Nähe der Fasanerie gab es Bembes plötzlich einen Ruck. Er bückte sich und schob ein Grasbüschel auseinander, unter dem ein angefangenes Fasangelege mit sechs grünen, fast hühnereigroßen Eiern lag.

Das Land war damals noch überreich an Gelegen. Tausende von Bodenbrütern nisteten in den von vielen Wasseradern durchzogenen Filzen und Gehölzen.

Die Eier bedeuteten den Buben nicht viel. Jetzt aber hatte Bembes unter den überhängenden Zweigen einer Weide ein Junghäschen entdeckt, das er gerne gefangen hätte. Er ging darauf zu, als ob er es nicht sähe, denn er wußte aus Erfahrung, daß alles Wild sich bis zu einem hohen Grade auf seine Schutzfarbe verläßt und kaum flüchtig wird, solange es sich nicht beobachtet fühlt. Jetzt war er nahe genug; aber auf einmal befiel ihn eine Unsicherheit, er schielte zur Seite und sah hinter einem Faulbeerboschen etwas Helles blinken. Da stand ja ein Jäger, der sie mit dem Glase beobachtete. Schnell sprang er ein paar Sätze voraus, damit die andern die einzuschlagende Richtung wußten, dann schrie er: „Lauft, der Jäger!“ Und wieder ging es dahin, über Gräben und Sumpfstücke, durch Wasserläufe und über schwankende Wasen, bis sie das Schwarzhölzl aufnahm.

Hier, in der Mitte des großen Moores, in der herrlich glastenden, sumpfigen Weite, hinter der sich die Wellen des schönen Dachauer Hinterlandes erhoben, fühlten sie sich wohler. Nur der Lärm der Vögel war ihnen noch unangenehm. Wolken von schreienden Kiebitzen und flötenden Brachvögeln verrieten ihren Stand. Mit jedem Schritt machten sie Bekassinen, Rotschenkel, Wildenten oder Fasane hoch, bis sie endlich die dämmernde Tiefe des Waldes gewannen, dessen breites Flechtwerk sie den Blicken der Vögel

entzog. Nachdem sie sich eine Weile ausgeruht hatten, begannen sie, sich den Tag nach ihrer Weise zu vertreiben.

Es gab hier Sperber- und Turmfalkenhorste, in die man unbedingt hineinschauen mußte, dann spielten sie eine Weile mit den Dunenjungens einer Sumpfohreule, die sie im Moos gefunden hatten. Ein Bach wand sich mit vielen Krümmungen dahin, durch dessen verkrautete Ufer Teich- und Bleßhühner, Duckentlein und Wasserrallen schloffen und schwammen. Einmal überraschten sie einen Reiher, der am Ufer gefröschelt hatte und im Abstreichen einen ganzen Klumpen halbverdauter Tiere auf sie herunterspie. Es waren Frösche darunter, Grundeln und Groppen und sogar eine gute Forelle.

Sie beschlossen dann, Kreuzottern zu fangen. Das war ein spannender Sport. Bei den Schwarzlacken gab es genug von den Biestern. Mit Weidengabeln, die sie sich zu dem Zweck geschnitten hatten, drückten sie die flüchtenden Nattern auf den Boden und brachen ihnen das Genick. In der Umgebung der Schwarzlacken mußte man immer sehr vorsichtig laufen, man hatte ja oft die Schuhe und Strümpfe ausgezogen, wenn man einen Bach überqueren wollte, und es war sicher peinlich, unter Umständen einer Natter auf den Leib zu treten. Aber die Buben haßten sie und führten einen förmlichen Krieg gegen sie.

So trieben sie es auch heute, bis sie an den Saubach kamen, in dem ein paar starke Forellen standen. Jetzt wollten sie lieber fischen.

Wenn man sachte an das Ufer kam, was der schwappenden Wasser wegen nicht immer glückte, konnte man an guten Stellen oft drei, vier, ja ein halbes Dutzend Forellen in der Strömung flosseln sehen. Man mußte dann nur mit dem Fuß fest auf den Boden stoßen, und die Fische schloffen erschrocken irgendwo unterm Ufer ein. Vom staubbleichen Moder stieg es verräterisch wie brauner Rauch auf. Wenn man nun schnell und vorsichtig unter das Ufer griff, hatte man sie. Bembes fand es sehr einfach. Die Forelle war ja so dumm und wußte gar nicht, was eine Hand ist. Sie ließ sich ruhig mit den Fingern abtasten, bis man sie mit einem Male eisern ergriff und an das Land schleuderte. Er hätte am liebsten den ganzen Tag fischen mögen. So fein war es! In einer Gumpen sahen sie dann einen Hecht. Er stand ganz still und schier reglos im Tiefen, wo sie nicht hinkommen konnten, bis ihm der Hans mit einem Stecken an das Ruder tupfte, worauf er mit einem mächtigen Schlag vorwärts und unter die Wasserpest hineinschoß. Das war sehr dumm von ihm. Denn während die Trübung noch um ihn spielte, war Bembes schon sachte hingeglitten. Vom Schwanz her gegen die Kiemen schob er die Hände vor, und dann drückte er ihn mit beiden Händen erbarmungslos würgend tiefer in den Schlamm, wo er sich nicht wehren konnte. Als der Hecht schlapp machte, riß er ihn heraus und schleuderte ihn ans Ufer, wo ihn Hans und Reinhard schnell totschlugen. Es war ein guter Hecht, der seine drei Pfund hatte, Sie freuten sich mächtig über den Fang. Als sie ihn auswarfen, hatte er

zwei Weißfische und eine Forelle im Magen. Es war ihm also ganz recht geschehen!

„Wenn mir jetzt ein Salz hätten“, sagte der Reinhard, „dann könnten mir ihn braten, weil ’s schad is, wenn mir’n wieder wegschmeißen, wo er außerdem doch schon tot is. I hab’ Zündhölzl dabei!“

Sie überlegten, wie sie es machen sollten, bis es dem Hans einfiel, daß in der Feldmochinger Gartenwirtschaft immer die Salzfässer auf den Tischen stünden. Das war praktisch.

„Mir machen’s so“, schlug Bembes vor, „einer geht hinein und fragt die Kellnerin, ob der Herr Huber net dag’wesen is, der wo so und so aussieht. Und während er mit der Kellnerin redet, muß ein anderer das Salzfassel schnell in seine Taschen leeren. Aber vorher muß er die Taschen putzen, weil sonst zuviel Dreck dazwischen is. So könnt’s schon gehen!“

„Fein!“ sagten die anderen, „so machen mir’s!“

Bembes stopfte sich den gewaschenen Hecht unter das Hemd, er legte sich glatt und rund um den Bauch und war anfangs sehr kalt, dann wurde er warm und recht pappig. So liefen sie nach Feldmoching hinüber.

Es war aber doch nicht so einfach gegangen, wie sie sich’s vorgestellt hatten, weil viele Bauern im Garten gewesen und Bier getrunken hatten. Aber der Reinhard verwischte dann doch ein

Salzfaß und leerte es schnell aus. Er hatte sich dann noch einmal umgeschaut und gesagt: „Komisch! der Herr Huber hat doch bestimmt g’sagt, daß er bis um viere kommt!“ Und die Kellnerin hatte gemeint: „Vielleicht hat er sich verlaufen. Schaut halt später noch mal her!“ Sie gaben zu, daß das möglich wäre, und waren schnell nach Moosach gelaufen, wo sie sich einen dicken Stecken abschnitten, damit sie den Hecht daran aufspießen konnten. Unterwegs sammelten sie noch Holz, bis sie bei der Ranch waren, wo sie ein Feuer machten.

Sie warteten, bis es zuletzt nur noch eine reine Glut hatte, über die sie dann den Hecht brieten. Er roch sehr fein. Vorher hatten sie ihm viele Schnitte in die Haut gemacht, damit das Salz besser eindringen konnte. Es war leider ganz grau gewesen, weil der Reinhard aus Versehen den Pfeffer mit ausgeleert hatte. Infolgedessen war der Hecht sehr scharf geworden. Er war auch noch nicht ganz gar, als sie ihn aßen, weil der Reinhard sagte: „I hab’ noch nie an Hecht ’gessen, der so stark nach Fisch g’schmeckt hat!“ Er hatte auch recht. Er schmeckte wirklich ganz eigenartig.

Nach dem Essen liefen sie über den Exerzierplatz heim und bekamen einen solchen Durst von dem Pfeffer, daß sie den halben Würmkanal leer saßen. Der Hans meinte, daß er nicht oft so einen komischen Fisch essen möchte. Aber Bembes war es Wurst, und er sagte: „Im Urwald muß man oft noch ganz andere Sachen essen, und die Hauptsach’ is, daß er gut gegen den Hunger geholfen hat.“

Sie kamen sehr spät heim. Die Laternen waren schon angezündet, Wie sie so die Schleißheimerstraße hinunterschauten, entstand bei der Rosenau drunten auf einmal ein großer Lärm. Weil es interessant sein mußte, liefen sie schnell hinunter, um zu sehen, was los sei. Als sie hinkamen, sahen sie, daß die Schwere Reiter mit den Infanteristen in einer Schlacht waren.

Ein alter Mann erzählte ihnen, wie es losgegangen wäre. Zuerst hatten alle zusammen in der Rosenau gesessen und ihr Bier getrunken. Dann hatten sie Lieder gesungen, womit sie sich geärgert hatten. Und dann hatten die Infanteristen auf einmal einem Schwere Reiter den Säbel weggenommen gehabt, weil er damit zugeschlagen hatte, und ohne den er als Soldat doch nicht heimkommen durfte. Der Schwere Reiter aber hatte bloß zugeschlagen, weil der Infanterist „Du Hundshäuter, du verreckter!“ zu ihm gesagt hatte. Sowas darf sich ein Schwere Reiter nicht gefallen lassen, und die Ehre verlangt es, daß er dann zuschlägt. So war es also angegangen.

Die Soldaten rauchten sehr schneidig. Einen davon, den Quirl von der fünften Eskadron kannten sie ganz genau, weil er ihnen schon oft Kommisbrot oder Zwieback geschenkt hatte. Jetzt haute er gerade einem Infanteristen eine herunter, daß er sich hinsetzen mußte. Aber da kam schon wieder ein anderer Infanterist und haute dem Quirl eine herunter, worauf er schrie: „Ho, Büabei! I mein' jetzt langt's aber!“ Aber dem Quirl langte es nicht, er drehte sich herum und ...

Auf einmal pfiff es. Alle liefen davon und sprangen unter die Bäume, weil die Patrouille da war. Die nahm dann einige mit, aber das war nimmer so interessant.

Der alte Mann schimpfte und sagte, daß die Rosenauwirtschaft den Schweren Reitern gehöre und nicht den Fußlappenindianern, womit er die Infanteristen meinte. Und er hatte auch recht. Sie mochten auch die Schweren Reiter viel lieber, weil sie viel feiner aussahen, und die andern bloß neidisch darauf waren.

Nachdem die Patrouille fort war, schauten sie noch in die Rosenau hinein, und da saßen alle die Schweren Reiter wieder, die vorher geflohen waren. Und sie lachten furchtbar und sagten, daß es eine große Hetz gewesen sei. Aber jetzt gäbe es sicher ein paar Tage Dicken, und darauf wollten sie noch eins trinken. Dann erzählten sie einander, wie man bei ihnen daheim raufe. Und fast jeder hatte einem andern schon einmal eine solche hinaufgehaut, daß er damisch geworden war. „Was ein richtiger Plattlinger is“, schrie der Fürbringer, der auch von der Fünften war, „der muaß a was vertragen können!“ Endlich meinten sie, daß sie Kegel schieben wollten, und der Quirl rief: „Buam, zu was seids denn da? Tuts Kegel aufstell’n, dann könnt’s was verdienen!“

Bembes schaute die andern an, und sie meinten, daß sie jetzt doch schon Prügel kriegten, da wäre es gleich, wenn sie noch länger dablieben. Man verdiene dabei auch noch viel mehr, wie mit dem

dummen Bleisuchen. Also stellten sie Kegel auf, und sie bekamen gleich eine Maß Bier hinuntergeschickt.

Es war kein schlechtes Geschäft. Wenn der Quirl alle Neune oder ein Kranzl schob, kriegten sie ein Zwanzgerl, er haute dann vor Freude mit der Faust auf den Tisch, oder er hob den Maßkrug hoch und sang: „Vivat hoch, so lebens wir, lustige Schwere Reiter, das seinds mir!“

Bembes hätte gern gesehen, wenn der Quirl öfters alle Neune getroffen hätte, weil er so freigebig war.

Auf einmal blies es droben bei der Infanteriekaserne, und die Soldaten erschrecken und sagten, daß es schon zum letztenmal geblasen habe. Sie zahlten rasch, schoben die Mützen auf den Kopf und fühlten mit dem Zeigefinger, ob die Kokarde richtig über der Nase saß. Dann nahmen sie ihre Säbel unter den Arm und liefen, was sie konnten, zur Winzererstraße hinauf, wo ihre Kaserne lag.

Die Bankerten zählten ihr Geld. Es waren über fünf Mark, die sie teilten, und dann machten sie sich schnell auf den Weg. Unter der Laterne vor der Haustür sah Bembes schon seine Mutter stehen, die Angst um ihn hatte und auf ihn wartete. Der Hans und der Reinhard grüßten scheu und schlichen an ihr vorüber. Die Mutter aber klagte und fragte: „Mußt du mir denn immer Angst und Sorge machen?“ Bembes dachte, es ist wirklich gemein von mir. Dann meinte er, daß

er gar nicht wüßte, wie es gekommen sei. Zuerst war es noch sieben und dann auf einmal zwölf, ohne daß man es gemerkt habe. –

„Der Vater, das kannst du dir denken“, sagte sie, „ist auch noch wach, Immer steckst du mit den beiden Lausbuben zusammen. Die Eltern sind ja recht nette, anständige Leute. Gottlob, daß der Herr Schelf bald versetzt wird!“

Droben empfing er seine Prügel. Und dann lag er im Bett und grübelte über das, was die Mutter gesagt, noch lange nach. Wenn Herr Schelf versetzt wird, dachte er, dann müssen der Hans und der Reinhard ja auch weg. Und das ist scheußlich. Dann freut mich das ganze Leben nimmer. Wo mir eine so gute Freundschaft haben!

Die Welt ruft

Was die Mutter gesagt hatte, war wahr gewesen. Am andern Morgen warteten die Brüder schon im Hausflur auf ihn, um die Neuigkeit loszuwerden. Vater Schelf war auf außerordentlichem Wege unter gleichzeitiger Beförderung in ein anderes Revier versetzt worden. Sie mußten sich heute gleich beim Rex abmelden, weil sie dort eine Dienstwohnung bekamen, die sofort bezogen werden konnte. Das neue Revier war stundenweit entlegen, und es war aus mit allem: mit dem gemeinsamen Schulweg, der Klassengemeinschaft, der Freundschaft und dem alltäglichen Beisammensein. Bembes war tieftraurig. Den Brüdern, die ja zusammenblieben, bedeutete es nicht ganz so viel wie ihm, weil sie in eine andere, interessante Gegend kamen. Für ihn aber war alles nur unangenehm.

Er jammerte: „D'Schwabinger, wenn s' merken, daß ihr nimmer da seid, di hau'n mi sauber! Mein Lieber, da heißt's jetzt raufen!“ Der Hans meinte, bei ihnen sei es sicher ähnlich, weil man sich in jede Gegend erst hineinraufen müsse, bis sie einen Respekt vor einem hätten. „Aber in den Ferien kommen mir dafür alle Tag wieder z'sammen!“ – „Da gibt's gar keinen Zweifel“, meinte Bembes, „vorausgesetzt, daß i net ins Gebirg mit muß.“

Sie hielten die letzten Tage zusammen wie Pech und Schwefel, und als die Brüder zu packen anfangen, half er ihnen, und sie gaben sich gegenseitig Erinnerungsgeschenke.

Am Ersten, in aller Frühe, stand der Möbelwagen da. Bembes half mit beim Einladen. Es war ein eigenes Gefühl, die guten, befreundeten Möbel so bloßgestellt zu sehen. Der grobe, an vielen Winterabenden verschnittene und verkritzelte Tisch, an dem sie immer zusammen gebastelt hatten, sah auf der Straße so armselig aus. Das war auch ein Stück Freundschaft, das da verloren ging. Die Räume wurden immer leerer, und zuletzt sah man nur noch die Nagellöcher und helle Flecke, wo Bilder gehangen oder Möbel gestanden hatten. Ein großer Klecks im Bubenzimmer erinnerte noch an den Abend, an dem ihnen die Dampfmaschine in die Luft geflogen war. Hunderte von feinen Löchern in der Tür rührten von den Luftgewehrbolzen her, weil sie dort – verbotenerweise zwar – immer die Scheibe aufgehangen hatten. Der Raum war arg mitgenommen. Das letzte Stück, ein altes Lederkanapee, auf dem sie oft gebalgt, das ehrenvolle Risse und Narben hatte, war kaum hinausgetragen worden, da kam auch schon die Weblerin mit Wassereimer und Schrubber und jagte sie hinaus. Vor der Tür stellten bereits die Maler ihre Staffeleien und bunt verschmierten Eimer auf.

Bembes begleitete die Familie noch bis zur Pferdebahnhaltestelle; der Möbelwagen rumpelte an ihnen vorbei, dann kam die Tram. Die Eltern wünschten ihm alles Gute, und Bembes wurde still und stiller,

denn die Schelfs waren immer sehr lieb zu ihm gewesen. Vater Schelf, der sich über die Beförderung freute, meinte: „Also, gelt, besuch uns bald! Und friß inzwischen net gar zuviel aus, Bembes!“ „Servus Hans – Servus Reinhard!“ – Die Bahn fuhr an, und die Buben winkten einander zu, solange es möglich war ...

Das Leben war merkwürdig leer geworden ohne die Freunde. Und es zeigte sich auf einmal, daß einem die anderen Kameraden nicht halb soviel bedeuteten. Die Freunde waren voller Einfälle gewesen, den andern mußte man immer alles erst langwierig beibringen. Ohne die Brüder kam Bembes der Morganatenklub auf einmal langweilig vor. Die Straße gefiel ihm auch nimmer wie früher. Er veränderte sich auffallend. Am liebsten streifte er jetzt allein durch die Welt. Abends hockte er über dem Brehm oder interessanten Reisebeschreibungen, wenn er nicht gerade Landkarten studierte. Das tat er furchtbar gerne, über dem Atlas hocken und in Gedanken mit den großen Forschern reisen. In Geographie und Naturkunde war er ja immer prima gewesen.

An einem Sonntagnachmittag war er mit dem Geringer nach Schleißheim gelaufen, und dabei mußte er etwas Falsches gegessen haben. Was, wußte er selber nicht. Sie fraßen da oft allerhand in sich hinein. Man konnte ja die unmöglichsten Sachen essen, wenn man Hunger hatte. Die grünen Samenansätze der Malven, die sie Kaslaibel nannten, grünes Obst, Sauerampfer, die süßen, zarten Stengel des

Korns und anderes. Man fraß diese Sachen nicht nur, weil man Hunger hatte, sondern weil es interessant war. Es gab auch allerhand genießbare Pilze, die am Rande der Hexenkränze auf dem Exerzierplatz wuchsen.

Diesmal mußte er aber etwas ganz Dummes erwischt haben. Er bekam starke Leibschmerzen, Fieber, Durchfall und lag ein paar Tage recht kleinlaut in der Klappe. Die Krankheit selber störte ihn nicht. Er war froh, daß er nicht in die Schule mußte, gegen die er allmählich eine schier unüberwindliche Abneigung hatte. Es interessierte ihn nicht, was dort gelehrt wurde. Seine Träume gingen in die Welt. Bisher hatte er nicht gewußt, was er wollte. Jetzt aber, seit er den Brehm kannte, nahm seine Sehnsucht Gestalt an. Er war fest überzeugt, daß Erlebnisse und Abenteuer aller Art auf ihn warteten, damit er endlich ein Mann von jener Güte werde, von denen er in seinen Büchern immer las. Es gab viele große Männer, die auch nicht viel gelernt hatten und doch Admirale und weiß Gott was alles geworden waren, nur weil sie Schneid gehabt hatten. In der Schule war nichts los. Sie war einfach trostlos langweilig.

Und nach seiner Genesung ging er auch nimmer hinein. Er schwänzte ... Am ersten Tag hatte er zwar noch hingehen wollen. Es war ein wundervoller Morgen gewesen. Einer, an dem es im Moos herrlich sein mußte. Und er meinte, nachdem er doch krank gemeldet sei, fiel es gar nicht auf, wenn er etwas länger wegbliebe.

Also hatte er seine Mappe in ein Gebüsch bei der Schustergrube geworfen und war losgelaufen. So trieb er es nun Tag für Tag. Er ging zu der üblichen Zeit aus dem Hause, und zehn Minuten später sah man ihn auf dem Oberwiesenfeld – Richtung Dachauer Moos – laufen, der glücklichste Bub der Welt. Zu den Essenszeiten kam er wieder heim.

Er führte ein wildes Leben da draußen. In einer Torfhütte hielt er einen Kochtopf, Salz und Zündhölzer verborgen, denn er fand, daß dies eine gute Vorbereitung für einen Weltreisenden sei. Nachts freilich drückten ihn die Angst und das schlechte Gewissen. Er nahm sich dann fest vor, ehe es zu spät war, wieder in die Schule zu gehen. Aber am nächsten Tag kam er höchstens wieder bis zur Schustergrube. Er konnte einfach nicht!

Langsam bereitete er sich, ohne daß er es selber merkte, auf ein anderes Leben vor. Von den Fischen, die er jetzt fing, briet er sich den besten in irgendeinem heimlichen Winkel. Er kam sich jetzt fast ganz „echt“ vor.

Es gab nichts Schöneres, als auf dem Rücken im Moos zu liegen, wo einem alles gehörte, jedes Tier im Wasser und im Gras, wo die Wolken wie große, helle Segelschiffe über die Weite zogen, wo alles, was mit der Schule zu tun hatte, unendlich weit fort war. Solange er im Moos war, dachte er kaum an die Schule.

Die Ferien rückten immer näher. Er hoffte, daß alles glatt hinausgehen würde, weil man ja glaubte, daß er krank sei. Bald kam die lange Ferienzeit, in der er sich nimmer zu verstellen brauchte. Und was nachher kam, war ihm vorläufig Wurst.

Ein paar Wochen vor Schulschluß hockte er unter der Würmbrücke und putzte eine große Barbe, die er dort gefangen hatte. Er war ganz vertieft in seine Beschäftigung und freute sich über den Fisch, über die schöne Farbe und die Festigkeit, die er hatte. Er guckte ihm in das Maul und schnitt den Kopf auseinander, um den Schlund zu studieren. Es war so interessant. Alle Fische, die jagten, Hechte, Forellen und Aitel hatten scharfe Zähne. Die Aitel aber hatten sie ganz hinten im Schlund., Und die Barbe da hatte nur Bartfühler und ein rundes, dummes Maul, wie die Karpfen oder Nasen, die gerne am Grund wühlen oder den Boden abschaben. Zu was sie aber den Bart hatten? Er nahm sich vor, darüber im Brehm nachzulesen. Von solchem Wissen konnte er nicht genug kriegen.

Plötzlich wurde er angerufen: „Jesses, der Bembes! Mir ham gemeint, du sei'st krank, und jetzt hockst du da und putzt Fisch!“

Er war arg verdattert! Er hatte gar nicht daran gedacht, daß heute Samstag, schulfreier Nachmittag war. Er faßte sich aber schnell und sagte zu den beiden Mitschülern, die in die Schwimmbadeanstalt hinüber wollten: „Eigentlich bin i schon noch krank! I hab' heut bloß das erstemal ausgehen dürfen. Am Montag darf i wahrscheinlich wieder in d'Schul'!“

Die andern gingen bald, nachdem sie den Fisch bewundert hatten, wieder weiter. Der aber machte ihm jetzt keine Freude mehr. Er warf ihn ins Wasser zurück. Und der ganze Sonntag war ihm mitverleidet.

Am Montag, obwohl er wußte, was auf dem Spiel stand, ging er wieder nicht in die Schule. Und wenn mich der Vater halb tot schlägt, ich kann einfach nicht! Dann lauf ich einfach davon!

Er trug jetzt stets eine Karte bei sich, die er aus dem Atlas herausgerissen hatte, und die er immer wieder studierte. Er kannte sie fast auswendig: die Schweiz und Norditalien. Von Bregenz aus war man schon fast in der Schweiz, und über den Splügenpaß, über die Via Mala war es gar nicht weit bis nach Locarno, Askona und von da nach Italien. Herrschaft, wie das klang! Via Mala, Askona! Da konnte man sich allerhand drunter vorstellen. Auf alle Fälle mußte es fein dort sein. Die Adria war überhaupt viel näher als die Nordsee. Wenn man erst durch das ganze lange Deutschland an das Meer laufen müßte, würde man viel eher erwischt. Geld hatte er keines. Aber zu was hatte man die Natur? Mit Salz, Zündholz und einem Kochtopf kam man schon durch. Überall gab es Viecher und Fische, Obst und Gemüse. Wenn man erst einmal am Meer war, war alles gewonnen. Genua, der Hafen mit den vielen Schiffen, war das Tor für die große Welt.

Bembes konnte schon recht gut kochen. Er hatte eine wahre Leidenschaft dafür. Das gehörte so zu seinem Leben. Wenn man so viel mit eßbaren Dingen umging, mußte man sie auch verwenden

können. Und er war oft bei der Anna in der Küche gesessen und hatte dort allerhand gelernt.

Er hatte sich schon vor einiger Zeit aus einem Rupfensack und Stricken einen Rucksack gemacht, den er leicht überall verstecken konnte, und in dem er jetzt sein Kochzeug mit herumtrug. Am Gürtel hing ihm ein schweres Küchenmesser herab, für das er sich eigens eine Lederscheide gemacht hatte. Sonst enthielt der Rucksack noch Schachteln für gefangene Tiere, Bindfaden, Draht und Dinge, die er gelegentlich fand und des Aufhebens wert achtete: Schließnadeln, Nägel, Knöpfe, eine Spiralfeder und weiß Gott was alles ...

Er war morgens vom Moos gekommen und stiefelte an der Moosacher Fasanerie vorbei den Gärtnereien zu, um sich das Material für eine Suppe zu holen. Dort gab es alles, was man brauchte: Kohlrabi, Sellerie, Erbsen, Karotten und Zwiebeln. Und jetzt waren alle diese Dinge noch jung und zart. Der Gärtner, den er am liebsten besuchte, weil seine Anlagen weit draußen am Rande der Felder lagen, hatte schon ein paarmal herhalten müssen. Bembes stibitzte sehr schnell. Er hatte auch heute im Nu seine Sachen beisammen und wollte über den Zaun zurück, da sah er, daß die schwarzen Johannisbeeren endlich soweit waren. Die Gehilfen, die weit unten in der Gärtnerei arbeiteten, bemerkten ihn nicht, und er dachte, daß er längst über alle Felder sei, bis sie endlich heraufkämen. Sie waren sehr gut, die Johannisbeeren, in denen er hockte. Als er einmal aufschaute, fehlten ihm die beiden Gehilfen. Er

wurde stutzig, da liefen sie schon heran, und er flitzte an den Zaun und schwang sich hinauf. Während er noch gelassen zu seinen Verfolgern zurückschaute, fühlte er sich plötzlich an einem Bein ergriffen. Ein anderer Mann, den er nicht gesehen, hatte ihm also den Weg abgeschnitten. Er kratzte, spie und schlug um sich, daß sie zu dritt alle Mühe hatten, ihn zu bändigen. Sie nahmen ihm den Rucksack ab, denn sie hielten ihn in seinem Aufzug für einen Zigeunerbuben. Der Teufel wollte es, daß zu der Komödie auch noch ein Gendarm, der nach Feldmoching hinüber wollte, dazukommen mußte. Jetzt nahm der sich der Geschichte an.

„Er stiehlt schon die ganze Zeit aus unserem Garten, der Zigeunerbub, der windige! Schauen S’ nur, was er alles in seinem Rucksacks hat! Und das Messer, das er hat!“ lamentierte der Gehilfe.

„Zu was brauchst du denn das Messer?“ fragte der Grüne.

„Zum Hasenfutterschneiden!“

„Hast du das Zeug für dich selber g’stohlen? Wo kommst du denn her?“

„Aus München.“

„Was sind deine Leut’? Zieht ihr herum?“

„Na, mei Vater is Maschinenschlosser“, log Bembes.

„So? – Wie heißt er denn nachher? Und wo wohnst denn?“

„Mai – Maillinger Schorsch. Mir wohnen in der Fallmereyerstraße!“

„Und warum bist du dann heut net in der Schul’?“

„Weil unser Lehrer krank is!“

„Dös is aber seltsam? Habt ihr da keine Aushilfe net?“

Jetzt sah er die Karte aus der Rocktasche des Buben spitzen. Er zog sie heraus und ließ ihn dabei einen Augenblick los. Bembes fuhr an dem einen Gehilfen vorbei. Dann lief er. Erstklassig. Er sah sich nimmer um. Auf dem Exerzierplatz erst, in der Nähe der Farm, warf er sich ins Gras, um zu verschnaufen. Dann heulte er. Jetzt kam alles auf. Warum war er auch so dumm gewesen, mußte er auf den Rand der Karte seinen Namen schreiben?

Endlich beruhigte er sich wieder. Die nächsten Tage verbrachte er in einer scheußlichen Angst vor Entdeckung. Es schien aber auch diesmal glatt hinauszugehen.

Acht Tage noch bis zu den Ferien! Er hatte schlecht geschlafen. Um fünf war er schon aufgestanden und hatte sich von Marie, dem neuen Dienstmädchen, mit dem er sich nicht befreunden konnte, den Torschlüssel geben lassen, um Hasenfutter zu holen. Um sieben war die Post gekommen. Er schnaufte auf. Es war nichts dabei gewesen. Der Vater ging bald darauf in sein Büro. Kurz darauf, als er seine Schulsachen richtete, klingelte es.

„Gnä Frau!“ rief die Marie. „A Schutzmann is draußen und will Sie sprechen!“ Bembes wurde es fast schlecht, und die Mutter spannte sofort, daß etwas los war. Sie machte sich Vorwürfe, denn sie hatte in letzter Zeit nicht besonders acht auf ihn gegeben.

„Was hast du denn wieder ausgefressen?“

„Nix!“

Die Mutter ging hinaus. Und er hörte, wie der Schutzmann sagte, daß er ihn vorführen müsse, weil er seit Wochen die Schule geschwänzt und gestreunt habe.

Sie rief ihn heraus. Sie weinte, und die Marie, die neben ihr stand, sagte: „So a Früchterl!“ Das hätte die Anna nimmer gesagt. Dann fragte ihn der Schutzmann, ob er die Schule geschwänzt habe. Und er sagte: „Ja!“ Und er konnte der Mutter nimmer offen in die Augen schauen. Es war furchtbar.

„Komm jetzt mit!“ sagte der Schutzmann. „Willst d’ freiwillig mitgehen? Wenn d’ davonlaufst, kommst ’s nächstmal an d’Kette!“

Bembes sagte, er laufe nicht weg. „Auf Ehr und Seligkeit!“ Und er schämte sich zu Tode und schaute weder links noch rechts, als er von dem großen Schutzmann in die Schule geführt wurde. Er war wie erschlagen und fühlte nur eine dumpfe Empörung in sich. Eine Wut gegen die Schule, und dazu eine tiefe Scham, weil er die Eltern solange auf die gemeinste Art belogen hatte.

Die folgenden Stunden waren für sein ganzes Leben entscheidend. Es war so unsäglich beschämend gewesen, wie sie mit ihm umgegangen waren. Zuerst hatte ihn der Schutzmann beim Pedell abgegeben. Der Pedell hatte ihn dann zum Rektor geführt. Von dort brachte ihn der Pedell in die Klasse, und er sagte zum Ägüh: „Hier bringe ich Ihnen den Ausreißer!“ Und alle schauten auf. Es war ein Spießrutenlaufen, und kein einziges freundliches Gesicht war darunter. Sie waren ihm inzwischen alle fremd geworden. Der Ägüh sagte gar nichts. Er tat, als ob er nicht da wäre.

Nach der Schule kam das Ärgste. Er traute sich nicht heim. Am liebsten wäre er gleich davongelaufen. Aber er wollte der Mutter den Schmerz nicht antun. Der Vater sollte ihn schlagen. Er hatte es verdient.

Der war inzwischen schon beim Rektor gewesen, und er hatte der Mutter erzählt, daß die Dimissionsandrohung nimmer aufzuhalten gewesen wäre.

Bembes bekam keine Prügel. Der Vater war der Meinung, daß Prügel bei ihm nichts mehr nützten. Es käme nur eines in Frage – Erziehungsanstalt oder Internat. Jedenfalls müßte es ein Institut sein, wo er dauernd unter strenger Aufsicht sei.

Bembes hockte bei seinen Viechern. Es war alles so dumpf in ihm. Er konnte nicht weinen, Er liebelte die Pepi ab und kraulte den

Rammeler am Kopf. Er nahm Abschied. In ein Internat oder sowas Ähnliches, wo lauter Ägühs waren, brachten ihn keine zehn Gäule.

Sogar die Mutter war kühl zu ihm. Sie sagte, sie überwinde es einfach nicht, daß er ihr Tag für Tag den Schwindel mit dem In-die-Schule-Gehen vorgemacht habe. Und er konnte ihr ja selber nicht erklären, wie es so gekommen war.

Am Sonnabend sagte er, die Klasse würde morgen einen Schulschluß-Ausflug machen. Und nachts bereitete er alles heimlich zur Flucht vor. Er hatte zehn Mark in der Tonsparkasse, das Fahr- und Zehrgeld für den Tag und ein halbes Dutzend belegter Brote. Er nahm Vaters guten Rucksack mit, ein Küchenmesser, Salz und Zündhölzer.

Die Eltern lagen noch im Bett, als er hineinging, um sich für den Ausflug zu verabschieden. Er drückte sich lange herum und küßte die Mutter viel inniger als sonst, und sie spürte es auch und sagte: „Komm, werd’ wieder mein guter Bub, mein lieber, alter Bembes!“ Und dann fragte sie ihn, wann er zurückkäme. Er sagte, er wisse es nicht, es könne spät werden. Wie eben der Abendzug nach München ginge.

Der Vater brummte kurz, als er ihm die Hand gab. Bembes dachte: Ich hab euch doch so arg lieb! Und dann lief er hinaus und stürmte die Treppe hinunter, und weinte und weinte auf der Straße die ganze Strecke bis zum Bahnhof, auf dem er eine Karte nach Bregenz löste.

Fünf Tage später, nachdem sie die ganze Polizei aufgeboten, den Telegraph nach allen Richtungen hin hatten spielen lassen, bekamen die Eltern eine Karte aus Askona:

„Liebe Eltern!

Bitte seid mir nicht böse, daß ich durchgebrannt bin. Ich bin jetzt ein Mann und werde mir selber durch die Welt helfen. Es geht mir sehr gut. Meine nächste Adresse ist hauptpostlagernd Padua –

Recht herzliche Grüße und Küsse

Euer Bembes

PS. Seid nett zu der Pepi. Die anderen Viecher könnt Ihr dem Geringer Seppl schenken, wenn er sie mag.“

Das war also das erste Lebenszeichen von ihm, der in fünf Nächten – weil er sich tags nicht zu zeigen gewagt – von Bregenz bis an die italienische Grenze gerannt war. Und die Frau, die das las, schrie laut hinaus vor lauter Glück, weil er lebte. Und dann bekam sie einen Weinkrampf. Und der Vater, der zuerst getobt hatte, empfand auf einmal eine Art Respekt vor dem Jungen und sagte: „Es ist vielleicht das allerbeste für ihn, wenn er sich draußen einmal den Schädel anrennt. Ich will ihm gleich etwas Geld schicken und dann werden wir schon weitersehen.“

Die Freunde bekamen kurz darauf eine Ansichtspostkarte, auf der „Salute d’Italia“ stand. Und „Es ist fein hier!“ – Sonst nichts.

Und der verteuflte Lausbub, der den Menschen das alles angetan hatte, hockte um die gleiche Zeit in einem italienischen Straßengraben, wo er eine große Smaragdeidechse gefangen hatte, ein Ding, so niedlich wie die kleinen Krokodile des Münchner Aquarienhändlers, und war hell begeistert von dem bissigen Biest. Er war schon satt, heute, Gemüse gab es genug in dem Land und Obst in Massen. Er lebte wie seinerzeit im Moos. Nur daß er jetzt vorsichtshalber das Küchenmesser statt an der Seite im Rucksack trug. Man lernt am besten an Erfahrungen. Damit fing er jetzt an.

Die Welt war wohl etwas anders, als er sie sich vorgestellt hatte. Aber es warteten doch viele Länder und viele Schiffe auf ihn. Und er sollte Hunger und Überfluß, Krankheit und gesunde Freude, Gefahren und Abenteuer aller Art erleben, damit sich der Spruch auf der Karte, daß er ein Mann sei, recht an ihm erfüllte.

Begriffserklärungen

Bachränfte

Der Onlineduden kennt Ranft als „Brotkanten, Brotrinde, -kruste“, verwandt mit „Rand“.¹

Dicken, ein paar Tage

Die Schweren Reiter erwarten nach ihrer Rauferei in „Ein bunter Tag“ als Strafe „ein paar Tage Dicken, und darauf wollten sie noch eins trinken.“

Dunenjungen

Jungvögel im ersten Federkleid.

Enebene

Das Enebene in „Die Dreckkanone“ ist ein Abzählreim oder magischer Spruch, der „sehr fremdländisch und geheimnisvoll“ klingt: *Ene, bene, subtrachene, divel, dabel, domino, eter, brocker, kasinocker, zinker, zanker, daß.*

Ein bekannterer Abzählreim ist: „Ene, mene, miste“ mit ähnlichem Anfang. Schwäbisch gibt es das auch als: „Ene mene dubbe dene / Duppe dene dalia / Ebbe be[a]bbe bembio / Bio bio buff!“ oder „Ene dene dubla dene, dubla dene dalia, aga maga menzia, pia pia puff.“

¹ <https://www.duden.de/rechtschreibung/Ranft>

Eine englische Version beginnt: „Eeny, meeny, miny, moe“, Wikipedia trägt dazu Fundstellen zusammen. Als mögliche Quellen werden genannt: Die in Nordengland beheimatete, aus dem Keltischen stammende Zählweise für das Abzählen von Schafen: „Yan, tan, tethera“; das Walisische, Indische, Altenglische oder Swahili. Gemeinsam ist jeweils das Unverständliche, vielleicht als Nachahmung unverstandener liturgischer Sprache.

Faulbaumgebüsch, Faulbeerboschen

Beide Begriffe werden für Pflanzen im Moos verwendet, möglicherweise die gleiche Pflanze. Wikipedia kennt den Faulbaum oder Faulbeerbaum (*Rhamnus frangula*), gelegentlich werde der Name auch für die Gewöhnliche Traubenkirsche (*Prunus padus*) verwendet. Bayerns Dialekte Online zitiert als Bedeutung von „Faulbeer(lein)baum“ „wohl Eberesche (*Sorbus aucuparia*)“.

Flobertpistole

Flobert-Waffen sind ab 1840 entworfene leichte Handfeuerwaffen, die Vorläufer heutiger Wettkampfwaffen. In Deutschland ist eine Waffenbesitzkarte nötig, in Österreich sind sie ab 18 Jahren frei.²

Gesälz

Marmelade oder Kompott. Im Alemannischen ist heute noch „Breschdlengsgsälz“ Erdbeermarmelade.³

2 <https://de.wikipedia.org/wiki/Flobert-Waffen>

3 [https://bdo.badw.de/suche?lemma=Gesälz&options\[exact\]=1](https://bdo.badw.de/suche?lemma=Gesälz&options[exact]=1)

Gisela-Realschule

Die Gisela-Oberrealschule, Bau und Gründung 1903/1904, heute das Gisela-Gymnasium. Am Elisabethmarkt, denkmalgeschützt.⁴

Hartschier

Eine militärische Truppengattung, die zu dieser Zeit eine rein zere-
monielle Hofgarde ist.⁵

Luki

In der Wirtschaft Soller im Tal verkehren viele „Lukis“. Pejorativ für „Mann, Kerl“. Eine Form des Vornamens Ludwig.⁶

Milchhäusl

Das ist wohl nicht der heutige Imbiss/Biergarten *MilchHäusl* in der Königinstraße 6 am Englischen Garten, sondern der Pavillon Das *Milchhäusl* am Elisabethmarkt, heute als Imbiss/Biergarten unter dem Namen *Wintergarten*.⁷

Mooskuh

Das Geräusch der Mooskuh erschreckt Bembes im Moos. Einer von mehreren volkstümlichen Namen für die Rohrdommel, nach den dumpfen Balzrufen der Männchen im Frühling.

4 https://de.wikipedia.org/wiki/Gisela-Gymnasium_M%C3%BCnchen

5 <https://de.wikipedia.org/wiki/Hartschier>

6 [https://bdo.badw.de/suche?beleg=Luki&options\[exact\]=1](https://bdo.badw.de/suche?beleg=Luki&options[exact]=1)

7 <https://de.wikipedia.org/wiki/Elisabethmarkt#Sonstiges>

petschieren

Ursprünglich: siegeln, versiegeln. Hier als Teil einer Beleidigung verwendet: „Aff, der petschierte!“⁸

Ridikül

Kleine Damenhandtasche.⁹

Schloßen

Es hagelt mit „taubeneiergroßen Schloßen“. Landschaftlich, meist im Plural: großes Hagelkorn.¹⁰

Spanische, das

Spanisches Rohr, Synonym für den Rohrstock aus Rattan, der auch für die Prügelstrafe verwendet wurde.

Tafernwirtschaft

Eine alte Bezeichnung für Gaststätte (aus lat. *taberna*), von der auch manche Ortsnamen abgeleitet sind.¹¹

Tuch, buntes

Das Dienstmädchen Anna hat „von jeher eine starke Anziehung auf das bunte Tuch ausgeübt.“ Synonym für Soldaten.

8 [https://bdo.badw.de/suche?lemma=petschieren&options\[exact\]=1](https://bdo.badw.de/suche?lemma=petschieren&options[exact]=1)

9 [https://de.wikipedia.org/wiki/Pompadour_\(Handtasche\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Pompadour_(Handtasche))

10 <https://de.wiktionary.org/wiki/Schlo%C3%9Fe>

11 <https://de.wikipedia.org/wiki/Tafernwirtschaft>

Warschauer Brot

Beim Recherchieren, was dieses Gebäck ist, stößt man auf Anfragen von Leuten, die das aus ihrer Kindheit kennen und ein Rezept oder überhaupt genauere Angaben suchen.¹² In *Bembes* erscheint der Begriff mehrfach, was das genau ist, kann man sich vielleicht ableiten aus: „Dann fragte er vorsichtig, ob es eine gute Konditorei sei, eine, die wo Kuchenabfälle und viel Gewürz und Rosinen ins Warschauer hineintut und nicht altes Hausbrot und gezuckerte Semmeln?“ – Es geht also um Weiterverwendung von Kuchen- oder Brotresten, eine Art Vorform des Granatsplitters als Blechkuchen. Viele literarische Fundstellen, Beschreibungen und Erinnerungen findet man im Literaturportal Bayern.¹³

Zerimpse

Im ersten Kapitel sitzt die Krähe Klonk auf einem Baum und horcht auf das „dumme Zerimpse der Menschen.“ Einen weiteren Beleg für das Wort habe ich nicht gefunden.

Zweiring

Zuerst hat „keiner auch nur einen Zweiring fürs Pulver hergeb'n woll'n.“ Nicht herausgefunden.

12 <https://www.wer-weiss-was.de/t/warschauer-altes-restekuchenrezpt-gesucht/9192139/12>

13 <https://www.literaturportal-bayern.de/journal?task=lpbblog.default&id=3062>

Zweite und dritte Klasse der Realschule

In diese Klassen gehen Bembes und seine Freunde. Zählung nach Beginn der weiterführenden Schule, also wohl sechste und siebte Klasse, zumindest am Gymnasium unter der Bezeichnung Quinta und Quarta.

Zu Textgestalt und Ausgaben

Für diese Ausgabe wurde die Rechtschreibung und Zeichensetzung der Erstausgabe beibehalten. Deshalb heißt die „Schleißheimer Straße“ auch manchmal „Schleißheimerstraße“, das „Blesshuhn“ gibt es auch als „Blässhuhn“, die Verwendung von Apostrophen bei der Wiedergabe des Dialekts ist nicht immer konsequent. Geändert wurde nur die Schrift von Fraktur auf Antiqua; im Original sind Fremdwörter in Antiqua gesetzt. Bei „Glacéhandschuhen“ ist lediglich das „é“ in Antiqua, die anderen Buchstaben sind in Fraktur.

In eckigen Klammern sind die Seitenzahlen der Erstausgabe angegeben; das ursprüngliche Inhaltsverzeichnis enthält ebenfalls diese Seitenzahlen.

Die Erstausgabe erschien 1937 bei Piper, gedruckt bei Mänicke & Jahn KG, Rudolstadt. „Einbandzeichnung von Wilhelm Winckel“¹⁴, eine vorangestellte Illustration – vielleicht das ursprüngliche Titelbild? – ist allerdings mit „G. Rheinen“ signiert, das ist vielleicht Gustav Rheinen.

Das 17. – 31. Tausend hat eine Einbandzeichnung von Werner Bürger. Das 32. – 34. Tausend wurde gedruckt als „Rodardruck von C. G. Röder, Leipzig“, mit „Einband- und Umschlagzeichnung von Werner Bürger“.¹⁵ Als Jahr ist nur das Copyrightjahr 1937 angegeben. Rodar-

14 https://de.wikipedia.org/wiki/Richard_Winckel

15 <https://www.detlef-heinsohn.de/illus-buerger.htm>

druck war wohl der hausinterne Name für ein Umdruckverfahren der Druckerei. Der Autor heißt hier nur „Otto Ehrhart“.

Zumindest das „55. – 59. Tausend“ erschien 1952 in einer Ausgabe mit Titelbild. Schutzumschlag und 37 Zeichnungen von Claus Arnold.¹⁶ Satz und Druck: J. G Weiß'sche Buchdruckerei München, wie die bisherigen Ausgaben in Fraktur, aber neu gesetzt mit neuer Seitenzählung; der Autor heißt auch hier nur „Otto Ehrhart“.

Diese illustrierte Ausgabe unterscheidet sich im Text in Kleinigkeiten von der Erstausgabe. Am Anfang von „Das Geld im Batz“ wird der Ägüh genannte Lehrer so beschrieben:

Er hatte einen roten Napoleonsbart und graue Spitzbolle-
naugen, trug meistens eine große, bunte Krawatte, einen
hellen Sommeranzug, dazu ein feines Bambusstockchen und
Glacéhandschuhe.

In der jüngeren Ausgabe trägt er nur:

eine große, bunte Krawatte, einen hellen Sommeranzug und
dazu Handschuhe.

Kein Stockchen mehr, kein Glacé. Vernachlässigbarer ist, dass an der gleichen Stelle das französische „Etre“ in der jüngeren Ausgabe zum „Être“ wird.

Weiterhin wird im ersten Kapitel wird aus: „Der Aff, der petschier-
te!“ lediglich ein: „Der Aff!“ Vermutlich gibt es weitere Unterschiede.

¹⁶ [https://de.wikipedia.org/wiki/Claus_Arnold_\(K%C3%BCnstler\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Claus_Arnold_(K%C3%BCnstler))

Die Dokumentfassung der vorliegenden Ausgabe enthält einen Stichwortverzeichnis mit Seitenzahlen. Für die EPUB-Version wurde dieses Verzeichnis übernommen, allerdings beziehen sich die Seitenzahlen weiterhin auf die Dokumentfassung, da die Erstellung eines eigenen Index für die EPUB-Ausgabe sehr viel Aufwand bedeutet hätte.

Über Hinweise auf Schreib- und Scanfehler freue ich mich sehr: lehrerzimmer@herr-rau.de.

Nachwort

Als Grundschüler zog ich *Bembes* aus dem unsortierten Bücherregal meiner Eltern, las es mehrfach und mit Vergnügen, vergaß das Buch aber völlig, bis ich es Jahrzehnte später wieder entdeckte und mich zum ersten Mal gründlich damit beschäftigte. Ich mag Jugenderinnerungen von früher, weil sie mir ganz neue Welten erschließen: Rudyard Kipling, *Stalky & Co*, Josef Einwanger, *Toni Goldwascher*, John D. Fitzgerald, *The Great Brain*, Laura Ingalls Wilder mit den Bänden der Reihe *Little House on the Prairie*.

Und eine neue Welt präsentierte mir auch *Bembes*. Kinderspiele, die mir ganz fremd waren, ein Moos mit einer unglaublichen Fülle an Pflanzen und Tieren, Lebensmittel, die ich noch nie oder lange nicht mehr gegessen hatte: Kuheuter, Warschauer Brot, Pfennigmuckerl. Die Pfennigmuckerl gibt es heute noch, auch die Maurerlaibl; von einer Bäckerei in München heißt es, es gebe dort noch Warschauer Brot.

Anderes war vertraut, insbesondere die Namen von Straßen und Firmen. Der Spielwaren Obletter ist noch da, in München, gerade noch; das Oberwiesenfeld gibt es dem Namen nach; die Gisela-Oberrealschule ist heute das Gisela-Gymnasium. Der Elisabethmarkt ist noch da und das Milchhäusl daran. Spiele gibt es vertraute und unvertraute, ein Höhepunkt ist die bizarre Wildwestshow, die in „Die Ranch am Mississippi“ aufgeführt wird.

Bembes ist wie Ehrhart selbst Fabrikantensohn, seine Freunde kommen aus einer Beamtenfamilie. Offiziell darf er nicht mit Gassenjungen wie dem Seppl spielen, sucht aber deren Nähe, wie das Trio überhaupt etwas gegen Regeln hat. Schon im ersten Kapitel halten sie sich abseits von den Mitschülern. Ein Verbotsschild „störte sie aber nicht, weil vieles, was schön war und was man gerne tat, verboten war.“ Die Schule ist ein lästiges Muss, Ziel sind Erfahrungen außerhalb der Schule, die Straße ist Sehnsuchtsort für die Buben: „Die hatten ja keine Ahnung, was sie einem alles bedeutete.“ Wer warm eingewickelt zu Hause bleibt, ist ein Schwächling, ein Streber.

Ungewohnt aus heutiger Sicht sind dann auch das Mobbing im Kapitel „Die Dreckkanone“ und – gegenüber Erwachsenen – „Die Verschwörung“. Der Umgang mit Tieren ist liebevoll und rücksichtslos zugleich, die Flügel der zahmen Krähe werden regelmäßig gestutzt, Eier gesammelt und Tiere in der Wohnung gehalten.

In „Die Straße“ kommt zum ersten Mal die Unzufriedenheit mit Bembes' Leben zum Vorschein, die Straße hat „Anziehungskräfte, die er sich nicht genauer erklären konnte.“ Es folgen Krisen: Er verliebt sich, seine Eulen sterben, das Dienstmädchen Anna verlässt die Familie, und schließlich ziehen seine besten Freunde fort. Dann zieht es Bembes ins Dachauer Moos statt in die Schule, und am Ende folgt er der Straße nach Süden – wie es auch dem Autor, Otto Ehrhart, ergangen ist; der Text der Karte, die Bembes nach Hause schickt, ist

fast wortgleich dem, den Ehrhart, ebenfalls mit 15 Jahren von zuhause nach Ascona aufgebrochen, geschickt haben soll.

Über Otto Ehrhart weiß ich nicht viel mehr, als bei Wikipedia¹⁷ oder im Literaturportal Bayern¹⁸ steht. Zum letzten Mal lebend gesehen wurde er am 18. Januar 1945, sein amtlich festgesetzter Todeszeitpunkt ist der 31.12.1945 um 24 Uhr.

¹⁷ https://de.wikipedia.org/wiki/Otto_Ehrhart

¹⁸ <https://www.literaturportal-bayern.de/autorenlexikon?task=lpbauthor.default&pnd=116440228>

Stichwortverzeichnis

Geschäfte.....	
Bäcker Fritsch. .50, 51, 70, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 88, 134	
Feldmochinger Gartenwirtschaft.....	192
Gärtner Schuster.....	62, 89
Konditor am Marienplatz.....	116
Konditor Schmid.....	90, 91, 93
Kuttelmetzger.....	89
Maffei.....	68, 81
Milchhäusl.....	29, 123
Obletter (Spielwaren).....	143, 147
Rosenauwirtschaft.....	195
Schreibwarenhändler Trautner.....	160
Tafernwirtschaft.....	105
Tierhandlung (in der Schranne).....	115
Wirtschaft Soller.....	89
Würstelstand bei den Wildbrethändlern.....	116
Kraftausdrücke.....	
Aff, der petschierte.....	9, 219
Aff, du geselchter.....	156
ausg'schamte.....	81, 188
Depp.....	149, 162
Diebsdeifi.....	138
Hammel.....	35
Herrschaftsaxen.....	63, 96, 151
hinten frisieren.....	71

Hundsbusch.....	139
Hundsfrauen.....	138
Hundshäuter, du verreckter.....	194
Loawitoaghutscher.....	80
Pfundshammis.....	81
Rindvieh.....	72, 149
Saubuam.....	138
Schisser.....	9, 35
Schuff.....	75, 96, 126, 188
Stier.....	188
Literatur.....	
Brehms Tierleben.....	154, 174, 177, 200, 201, 203
Buffalo-Bill-Heft.....	12
ein feines Buch mit Reiseschilderungen.....	107
Nat Pinkerton.....	71
Reisebeschreibungen.....	200
Ritter Kuno und die Felsenbraut.....	71
Schundliteratur.....	98
Sherlock Holmes.....	71
Zehnpfennighefte.....	18
Zehnpfennigliteratur.....	142
Nahrungs- und Genussmittel.....	
Abfall.....	116
Apfelkuchen.....	134
Backsteinkäse.....	105
Bier.....	31, 64, 81, 87, 103, 104, 114, 115, 167, 178, 192, 194, 196
Blutwurst.....	105
Bohnen.....	92

Braten.....	170, 173
Brot.....	59, 80, 82, 86, 87, 105
Chartreuse.....	173
Dampfnudeln.....	61
Dicke Würste.....	157
Dünngeselchte.....	89
Eingemachtes.....	106, 141
Eis.....	95, 96
Erbsen.....	92, 205
Gemüse.....	89, 113, 157, 204, 212
Gesälz.....	85
Gutseln.....	82
Honig.....	78, 141
Kaffee.....	144, 146, 173
Kälberfüße.....	105
Kommisbrot.....	194
Kracherl.....	31
Kuchen.....	100, 123, 126, 172, 173
Kuheuter.....	84, 105
Kutteln.....	81, 105
Linsen.....	92
Lungenhaschee.....	84, 105
Marzipan.....	116
Maurerlaibel.....	64
Meringen.....	173
Nußtorte.....	173
Obst.....	100, 200, 204, 212
Omelette soufflée.....	94

Pfennigmuckl.....	64
Pferdegeräuchertes.....	105
Rehbraten.....	157
Rindfleisch.....	172
Roßwürste.....	105
Salat.....	90
Schlagrahm.....	173
Schmalz.....	106
Schnitzel.....	90
Schokolade.....	107, 134
Schokoladennikolo.....	116
Schwammerln.....	106
Schwammerlsuppe.....	84
Schweinebraten.....	172
Suppe.....	29, 172, 173, 205
Voessen.....	114
Waffelbruch.....	96
Warschauer Brot.....	82, 86, 88, 93
Weißwürste.....	114, 116, 157
Wiener Würste.....	157, 158
Wollwürste.....	157
Würste.....	158
Zigaretten.....	64
Zigarren.....	68, 93, 116, 173
Zopf.....	70, 82, 85, 88
Zucker.....	88
Zwetschgendatschi.....	85, 86, 87
Zwieback.....	194

Orte.....	
Adalbertstraße.....	14
Afrika.....	44, 124
Allach.....	14
Allacher Forst.....	5
Askona.....	204, 211
Belgradstraße.....	35, 40
Berg am Laim.....	105
Bregenz.....	204, 210, 211
Bukarest.....	119
Dachauer Moos.....	5, 25, 202
Elisabethmarkt.....	157
Englischer Garten.....	67
Exerzierplatz.....	25, 56, 188, 193, 201, 207
Fallmereyerstraße.....	207
Feldmoching.....	58, 71, 184, 192, 206
Franz-Josef-Straße.....	119, 121, 122
Frauenkirche.....	90
Georgenschwaige.....	59
Georgenstraße.....	14
Hasenmarkt.....	89, 111, 115
Herzogstraße.....	34, 121
Hohenzollernstraße.....	95, 129
Im Tal.....	89
Josephskirche.....	33, 34, 90
Josephsplatz.....	160, 162
Kuttelhalle (am Viktualienmarkt).....	111
Ledererstraße.....	90, 91

Ludwigstraße.....	67
Moosach.....	136, 193
Moosacher Fasanerie.....	25, 67, 139, 188, 205
München.....	12, 14, 68, 106, 119, 206, 210, 219
Neulerchenfelder Holz.....	188
Oberwiesenfeld.....	14, 25, 30, 36, 67, 68, 128, 135, 139, 175, 185, 202
Padua.....	211
Pumperhölzl.....	126, 135
Rosenau.....	31, 34, 35, 64, 194, 195
Saubach.....	190
Schleißheim.....	59, 103, 200
Schleißheimer Straße.....	14, 62, 82, 194
Schleißheimer Wald.....	188
Schranne (am Viktualienmarkt).....	115
Schustergrube.....	33, 45, 60, 62, 69, 99, 121, 162, 163, 202
Schwabing.....	30, 39
Schwarzhölzl.....	189
Schwimmschule.....	188
Viktualienmarkt.....	89, 111
Winzererstraße.....	129, 196
Winzererwiese.....	118
Würmbad.....	57
Würmbrücke.....	203
Würmkanal.....	25, 77, 136, 184, 193
Pflanzen.....	
Aurikel.....	175
Beeren.....	25, 135, 205
Enzian.....	175

Faulbaumgebüsch.....	183
Faulbeerboschen.....	189
Froschbiß.....	178
Gänseblümchen.....	175
Hasenscharten.....	25
Hornblatt.....	178
Huflattich.....	175
Iris.....	175
Klee.....	25
Löwenzahn.....	25
Malven.....	200
Mehlprimeln.....	175
Orchis.....	8
Pappeln.....	23
Pilze.....	201
Sauerampfer.....	200
Seerosen.....	178
Silberpappel.....	183
Sonnentau.....	6
Tannwedel.....	178
Wasserpest.....	178, 191
Weiden.....	23, 33, 126, 179, 181, 182, 183, 189
Weidenröschen.....	23
Wolfsmilch.....	23
Politik.....	
roten Brüder.....	81
Sozialdemokraten.....	87, 88
Schulen.....	

Gisela-Realschule.....	5, 15, 40
Schelling-Schule.....	15
Spiele.....	
Briefmarken.....	16, 24, 45, 47, 52, 119, 123, 136
Briefmarken (Transvaal-Zwei-Penny).....	78
Briefmarken (zehn Bani, lila).....	119
Dampfmaschine.....	17, 141, 143, 146, 147, 153, 154, 199
Enebene.....	163
Fliegen spucken.....	79
Himmel und Hölle.....	103
Kanone.....	159, 160, 167, 168, 169
Laterna magica.....	17
Peter erlös' mi.....	103
Pferdebahnschienen.....	102, 103
Pflederer.....	70, 75
Räuber und Schandi.....	56
Schussern.....	62, 103
Steindatschen.....	103
Tiere.....	
Abendpfauenaugen.....	23
Admirale.....	23
Aitel.....	176, 203
Barben.....	176, 203
Barsch.....	178
Bekassinen.....	175, 189
Birkhenne.....	179
Bläß-, Bleßhühner.....	176, 190
Blindschleiche.....	17

Brachvögel.....	16, 20, 22, 175, 189
brauner Bär.....	23
Bussard.....	176
Chamäleon.....	115
Dogge.....	100
Drahtwurm.....	178
Eichkätzchen.....	16
Eidechse.....	6, 7, 17, 18, 19, 23, 45, 115, 176, 212
Eisvogel.....	176
Enten.....	175, 189
Eule.....	182
Fasane.....	176, 179, 188, 189
Fische.....	23, 67, 136, 191, 203, 204
Fischreiher.....	176
Flohkrebse.....	178
Forelle.....	176, 190, 191, 192, 203
Frösche.....	23, 26, 29, 44, 179, 190
Gabelschwänze.....	23
Goldfisch.....	17
Groppen.....	190
Grundeln.....	190
Hasen.....	25, 100, 111, 112, 113, 114, 115, 118, 143, 145, 176, 189
Hechte.....	176, 178, 191, 192, 193, 203
Heuschrecke.....	23, 26
Käfer.....	16, 23
Kaninchen.....	16, 188
Karpfen.....	136, 137, 138, 139, 176, 180, 203
Kerfen.....	25

Kiebitze.....	175, 189
Köcherfliegenlarven.....	178
Krähe.....	5, 7, 9, 10, 11, 12, 16, 19, 21, 51, 52, 53, 128, 129, 132, 175
Krebs.....	180, 186
Kreuzotter.....	28, 176, 190
Krokodile.....	116, 212
Lauben.....	176
Libellen.....	178
Lurche.....	177
Mäuse.....	25, 26, 27, 111, 116, 117, 128, 135, 137
Meerschweinchen.....	16, 26, 111, 112, 114
Mehlwürmer.....	25
Milan.....	176
Molche.....	23, 177, 180, 184, 186
Mooskuh.....	183
Mücke.....	176
Nasen.....	176, 203
Plötze.....	176
Raupen.....	17, 23
Rebhühner.....	176
Regenwürmer.....	26
Rehe.....	176
Reiher.....	190
Ringelnatter.....	19, 28, 176
Rohrdommel.....	176, 183
Rohrweihe.....	176
Rotschenkel.....	189
Rückenschwimmer.....	178

Salamander.....	17
Schildkröten.....	17, 115, 180, 181
Schlangen.....	27, 29, 74, 115, 181
Schleien.....	176, 180
Schmetterling.....	16, 23
Spatzen.....	26, 83
Sperber.....	190
Spielhähne.....	176
Stare.....	175
Stichling.....	178
Sumpfohreulen.....	16, 26, 111, 124, 128, 135, 176, 190
Tauben.....	83, 84
Teichhühner.....	176, 190
Tiere.....	115
Turmfalke.....	190
Wasserrallen.....	176, 190
Wasserskorpione.....	178
Weinschwärmer.....	23
Weißfische.....	176, 180, 192
Wiesel.....	128
Wolfsmilchschwärmer.....	23
Zwergwels.....	17
Waffen.....	
Beil.....	17
Flitzbogen.....	33
Flobertpistole.....	32
Luftdruckgewehr.....	34, 42, 128, 168
Luftgewehr.....	17, 25, 83, 85, 167, 199

mit Sand gefüllte Fahrradschläuche.....	33
Pistolen.....	17, 32, 37, 41
Roßbollen.....	145, 159, 160
Säbel.....	17, 28, 34, 36, 38, 39, 40, 41, 43, 44, 91, 103, 126, 194, 196
Schleudern.....	12, 33, 35
Studentenschläger.....	33, 45
Tomahawk.....	19, 27, 44, 70, 100
Ulanenpallasch.....	27

Inhaltsverzeichnis

Kapitelfolge.....	3
Ein Schulausflug.....	5
Oberwiesenfeld.....	14
Pepi.....	21
Die Ringelnatttern.....	25
Die Schwabinger Schlacht.....	30
Das Verhör.....	39
Der Dieb.....	47
Ein Ferientag.....	55
Das Geld im Batz.....	61
Die Ranch am Mississippi.....	67
Die Verschwörung.....	79
Der Hartschier.....	89
Der geheimnisvolle Schuppen.....	95
Die Straße.....	102
Auf dem Hasenmarkt.....	111
Ileana.....	118
Ein tapferer Junge.....	128

Fischen im Eis.....	136
Die Dampfmaschine.....	141
Die Dreckkanone.....	156
Anna geht fort.....	170
Gewitter im Moos.....	175
Ein bunter Tag.....	187
Die Welt ruft.....	198
Begriffserklärungen.....	213
Zu Textgestalt und Ausgaben.....	218
Nachwort.....	221
Stichwortverzeichnis.....	236